

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Coloured pages/
Pages de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Pages damaged/
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



Unsere Liebe Frau vom Berge Karmel.

Rundschau



Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

Mai 1899.

Nummer 8.

M a i m o r g e n .

Gedicht von Br. A. M.

Der gold'nen Morgensonne
Ersehnter, erster Strahl
Gießt neue Lenzeswonne
Nun über Berg und Thal.

Und alles athmet Leben
In frischer Morgenluft,
Es war ein eifrig Streben,
Da hord' . . . ein Glöcklein ruft.

Wie feierlich erklinget
Des Aueglöckleins Klang,
Als ob ein Engel singet
Der ew'gen Minne Sang.

Wie tönt es lieblich nieder
Durch Wald und durch die Au'
Vom Klösterlein der Brüder
Von Unserer Lieben Frau.

Und dreimal künden grüßend
Die Silberklänge laut,
Daß, unser Leid versüßend,
„Sie“ war des Geistes Braut.

Und dreimal schickt' ich Grüße,
Zur Jungfrau himmelwärts,
In wonniglicher Süße
Verblieb bei Ihr mein Herz.

Wie soll ich es bekunden,
Was ich gefühlt, gedacht?
Ach meinem Geist entschwunden
War alle Erdenpracht.

Maria, Makellose,
Des Karmels schönste Zier,
Des Karmels süße Rose
Mein Herz verbleibe Dir!



Maria die Maienkönigin.

Predigt auf den 1. Mai, von R. S.

Von nun an werden mich selig preisen
alle Geschlechter. Luc. 1, 48.



Märe es mir doch möglich, euch heute im Fluge über den weiten Erdkreis zu führen. Von Hammerfest im hohen Norden bis tief hinab nach Neuseeland, im Nord und Süd, Ost und West, in Afrika, Asien und Amerika, in den Niesenstädten Paris, London und New York, wie im einsamsten Gebirgsdorf in Tirol: da könntet ihr einen rührigen Eifer wahrnehmen. Statuen und Bilder werden aufgestellt, Kränze gewunden, Lichter bereitet, Kirchen und Altäre geziert; die Treibhäuser geben ihre kostbarsten Gewächse her, und die ersten wilden Frühlingsblüthen schmücken das arme Dorf- kirchlein oder die Kapelle am Wege. Wem gilt dieser Eifer? wem diese Festlichkeiten? Ihr wißt es alle, es gilt der jungfräulichen Gottesmutter Maria! Ihr weihet man den schönen Maimonat; zu ihrer Verherrlichung rufen täglich die Glocken in Stadt und Land zur Maiandacht; zu ihrem Preise steigen Gebete und Gesänge zum Himmel; zu ihrer Ehre einen sich Millionen und Millionen treuer Katholiken, angefangen vom hl. Vater in Rom bis hinab zum neugetauften Negerkind, das in der Kaffern- oder Matabelen-sprache sein „Ave Maria“ stammelt. Alle Stände und Alter, alle Stämme und Nationen, einen sich, um ein herrliches Magnificat anzustimmen, um zu erfüllen, was einst die arme Jungfrau in prophetischem Geiste gerufen: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“

L. Chr. Wollen nicht auch wir uns einreihen in den Chor der Diener Marias? Wollen nicht auch wir „selig preisen die Jungfrau, an der so Großes der Herr gethan?“ Damit wir aber mit großem Eifer und mit heiliger Liebe diese Feier begehen, wollen wir heute am ersten Tage des Monats uns fragen: „Warum denn sollen wir die Maiandacht halten?“ Ich will zwei Gründe auseinandersetzen:

Die Maiandacht ist

I. ein Bekenntniß unseres Glaubens;

II. ein Zeugniß unserer Liebe.

I.

Ich sage die Maiandacht ist ein Bekenntniß unseres Glaubens, und zwar des Glaubens an die wichtigsten Wahrheiten der Religion, vor Allem des Glaubens an die Gottheit Jesu Christi. Weshalb verehren wir Maria? Weil sie die Mutter Gottes ist. „Im Anfang war das Wort, und Gott war das Wort; und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet.“ (Jo. 1, 1. 14.) Das ewige Wort, die zweite Person der Gottheit, die Wahrer Gott ist, hat Fleisch angenommen, d. i. eine wahre menschliche Natur. Und von wem? Aus Maria der Jungfrau; also ist Maria Mutter Gottes. Als Mutter Gottes schaute der Prophet Isaias sie schon 700 Jahre voraus, wenn er weisssagte: „Sieh, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, dessen Name sein wird Emmanuel, Gott mit uns.“ (Jf. 7, 14.) Mutter Gottes nennt sie der Engel; „das Heilige, das aus dir geboren wird, wird Sohn Gottes genannt.“ (Luc. 1, 35.) Als Mutter Gottes begrüßt sie voll Ehrfurcht Elisabeth: „Woher kommt mir die Gnade, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt.“ (Luc. 1, 43.) Mutter Gottes nennen sie die Kirchenväter; Mutter Gottes preist sie feierlich das Concil von Ephesus (451), das die Irrlehre des Nestorius verdammt, der Maria den Titel Mutter Gottes absprach. Mutter Gottes nennen sie die Millionen, die täglich beten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder.“ Seht liebe Christen, so ist die Verehrung Marias ein klares Bekenntniß des Glaubens an die Gottheit Christi. Und bedenket, wie wichtig dieser Glaube und das Bekenntniß desselben ist: ohne diesen Glauben gibt es für uns kein

heil. Denn, wie der hl. Petrus vor dem Gerichte der Juden laut betheuerte, „es ist in keinem andern Heil; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen“, (Akt. Ap. 4, 12.) als: Jesus Christus, wahrer Gott. — Wie n o t h thut dies Bekenntniß unseres Glaubens! Seht, ganze Schaaren von sogenannten Gelehrten, deren Namen ich an dieser heiligen Stätte nicht nennen mag — sind bemüht, durch Vorträge und Schriften, den Glauben an die Gottheit Christi zu untergraben. Sie haben, so sagen sie, viel Sympathie und Achtung für Christus; sie nennen ihn den „Weisen von Nazareth“, den „großen Lehrer“, sogar den „Erlöser der Welt“. Sagt ihnen aber: Christus ist Gott, so lachen sie; sagt ihnen: Christus ist empfangen vom hl. Geist, geboren von einer unversehrten Jungfrau; so nennen sie es orientalische Mythen, alte Göttersagen. Seht ihr liebe Christen, wie sie gerade die Geheimnisse leugnen, welche der Kern und das Fundament unserer Marienverehrung sind: die Gottheit Christi; die Empfängniß vom hl. Geist; die Jungfrauschaft Marias! Somit seht ihr aber auch, wie gerade die Verehrung Marias, das beste B e k e n n t n i ß des katholischen, des ch r i s t l i c h e n Glaubens ist.

Noch eins. Ich behaupte: die Marienverehrung ist auch die beste S c h u t z w e h r des christlichen Glaubens. Der Beweis dafür ergibt sich schon nach dem eben gesagten, aus dem Wesen der Verehrung Marias, als der Mutter Gottes. Ich will euch aber doch noch auf eine auffallende Erscheinung hinweisen. Schaut auf die sogenannten christlichen Religionen, welche bei der Trennung von der katholischen Kirche die Marienverehrung verächtlich von sich warfen. Wo sind sie mit ihrem Christenthum hingekommen? Wie viele, wie viele, die sich noch Christen nennen, sind es nicht mehr, weil sie den Glauben an die Gottheit Christi verloren haben. Ach die Armen! Hätten sie Maria als Gottesmutter treu verehrt — sie brauchten den Verlust des Christusglaubens nicht zu beklagen. Hätten sie gebetet: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns;“ hätten

sie nicht stolz sich geweigert zu beten: „du bist gebenedeit unter den Weibern“, dann würden sie auch noch beten: „gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, „Jesus“, „von dem wir erkennen und glauben, daß er ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ (Joh. 6, 70.)

Wo Maria ist und geehrt wird, da ist auch Jesus und da wird Jesus angebetet. Nicht wahr, liebe Christen, wir wollen bei Maria bleiben, weil wir ja bei Jesus bleiben wollen; und die schöne Mariandacht soll ein offenes, freudiges Bekenntniß sein von unserm Glauben an Christus, unsern Gott, den Sohn der Jungfrau Maria.

Maria ist Mutter Gottes, und deshalb voll Herrlichkeit und jeglicher Schönheit. Daraus folgt, daß wir sie demgemäß achten und ehren müssen. Wir sind nicht bloß berechtigt, sondern v e r p f l i c h t e t, Maria zu ehren. Pflicht der G e r e c h t i g k e i t ist es, jeden zu ehren nach seinem Range, seiner Würde. Maria aber, als Mutter Gottes, ist zur höchsten Würde erhoben, die einem Geschöpfe zu Theil werden kann. Deshalb müssen wir sie nach Gott am meisten verehren, mehr als alle andern Geschöpfe v e r e h r e n. Ich betone, „verehren“; denn, daß wir Katholiken Maria nicht anbeten, weiß jedes katholische Schulkind, und jeder der guten Willen hat, kann es wissen. Und es verräth eine unerhörte Unkenntniß, oder eine frevelhafte Bosheit, immer wieder diese gottlose Verleumdung den Katholiken ins Angesicht zu schleudern. Welch ein Verriß wird jene treffen, die solche Lügen verbreiten und solche furchtbare Vorurtheile dem armen Volke einpflanzen! — Wir m ü s s e n die Mutter Gottes verehren. Ehrt man in monarchischen Staaten nicht die Mutter des Herrschers, die „Königin-Mutter“? Ehren wir nicht mit Recht die Mütter großer Männer, großer Heiligen! Aber, die Würde, Mutter des besten und mächtigsten Kaisers, Mutter des größten Heiligen zu sein, läßt sich gar nicht vergleichen mit der Würde Marias, die Mutter G o t t e s ist. Jene sind Mütter von Menschen, Geschöpfen; Maria ist Mutter des Schöpfers, Gottes. Wenn wir es doch einmal begriffen, was es heißt: Maria ist Mutter Gottes! Dann

könnten wir nicht anders als sie „selig preisen mit allen Geschlechtern“; als mit dem Grusse Gottes aus Engelsmund zu sagen: „Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnaden, du bist die gebenedeite deines Geschlechtes.“ Noch mehr! wir würden erkennen, wie gering und unwürdig all unser Lobpreis ist, und darum würden wir ausrufen mit der hl. Kirche: „Virgo, quibus te laudibus efferam nescio.“ „O Jungfrau, ich weiß nicht, mit welchem Lob, mit welcher Huldbigung ich dich verherrlichen soll.“

Aber halt, thut nicht die Kirche schon übergenug zur Verherrlichung Marias! Dies traurige Wort kann man selbst aus dem Munde von Katholiken hören, besonders von sogenannten Gebildeten, die oft mit verdächtigen Augen die Marienverehrung betrachten und eine gewisse Scheu haben vor Wallfahrten, Medaillen, Rosenkranz und Skapulier; die vielleicht sogar darüber lächeln und wigeln. Solltet ihr mit solchen zusammen kommen, die vielleicht Anstoß nehmen an eurer Maianacht, und dieselbe bespötteln, so saget frei und fest: Maria ist die Mutter Gottes, deshalb können wir sie nie zu viel verehren, solange wir ihr keine göttliche Ehre erweisen.

Es gab Leute, die da wähten, die Marienverehrung thue der Verehrung Christi Eintrag, und vor nicht vielen Jahren schrieb ein Protestant, „das protestantische Gewissen, die Ehre Gottes und Christi, fordere, daß man am Thun und Lassen Marias m ä k l e.“ Doch welche entsefliche Verirrung und Verwirrung liegt in einem solchen Ausspruch. Ehren wir denn Maria nicht des Sohnes wegen? Und fällt deshalb nicht alle Huldbigung, die wir ihr erweisen, auf Christus selbst zurück? Und welche Schmach thut man Christus an! Solche Leute müssen voraussehen, daß Christus verlegt werde durch die Ehre, die man seiner Mutter erweist; daß er eifersüchtig sei auf die Achtung und Liebe, die man ihr zollt.

Muß sich ein christliches Gemüth nicht über eine solch gotteslästerische Annahme empören! Sagt mir, wo ist je ein Sohn betrübt über die Ehre, die man seiner Mutter erweist? Wer von Euch, christliche Männer und Jünglinge, ließe

sich die Anklage gefallen, er mißgönne seiner Mutter die Achtung und Liebe der Menschen! Gewiß keiner. Dir aber, Jesus Christus, Dir thut man diese Schmach an; man muthet Dir zu, — verzeih mir o Gott, — was der schlechteste Mensch mit Entrüstung von sich weist. Man glaubt Dich zu ehren, indem man Deine Mutter lästert, oder doch möglichst kalt und verächtlich von ihr denkt und redet! O mein Jesus, welche Schmach mußt Du erleben, von solchen, die Christen heißen wollen! Sicher betet Christus über diese Armen: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“ Sicher fleht Maria zu Jesus: „Mein Sohn, vergieb ihnen, sie wissen nicht, wie sie Dich beleidigen.“

Liebe Christen, halten wir doch fern jeden kalten und geringschätzenden Gedanken über Maria. Fürchtet nicht, sie zu viel zu verehren. Ein solcher Gedanke ist nicht katholisch, ist nicht christlich. Nicht zu viel ehrten sie die Gläubigen aller Jahrhunderte; nicht zu viel die Städte und Fürsten, die ihr Bild in ihr Wapen nahmen und auf ihre Münzen prägten; die Heere, die ihr Bild auf die Kriegesbanner setzten; nicht zu viel die Künstler, die ihr zu Ehren gewaltige Dome erbauten und ihr Bild auf den Märkten der Städte und auf den Spitzen der Berge aufstellten; nicht zuviel die Länder und Königreiche, die sich ihr feierlich weihten. Nicht zu viel that ein hl. Ignazius, der seinen Ritterdegen vor dem Gnadenbild in Montserrat Maria weihte; nicht zu viel thun endlich alle jene, die den schönen Monat Mai ihr widmen und huldigend hinknien vor Maria. Auch wir, liebe Christen, wollen unter denen sein, die Maria „selig preisen mit allen Geschlechtern“; wir wollen durch diese Verehrung Marias im Raimonat freudig vor der ganzen Welt bekennen, daß wir glauben an Christus und an die unvergleichliche Würde seiner gebenedeiten Mutter.

II.

Die Maianacht soll ein Zeichen unserer Liebe sein; unsere Liebe zu Maria, die der Welt den Sohn Gottes, den Erlöser geschenkt, in dem wir alle Schätze besitzen; unserer Liebe zu Christus, der uns seine Mutter gegeben hat;

denn Christus war nicht zufrieden, selbst durch Maria uns gegeben zu sein, sondern er gab uns dazu noch Maria, als unsere Mutter. Ihr habt das schon so oft gehört: Maria sei unsere Mutter. Könnte ich es euch doch recht ans Herz legen; wie würden wir Jesus danken für dieses kostbare Geschenk! wie innig würden wir Maria lieben und ehren!

Ich kann nur einige Gedanken kurz anführen. Warum gab Christus uns Maria als Mutter? Ich antworte: Um einem tiefen Bedürfniß des menschlichen Herzens zu entsprechen. Das Herz des Menschen verlangt nach Liebe, treuer und aufrichtiger Liebe. Das Christenthum ist die vollkommene Religion, die Religion der Liebe. Sie befriedigt nicht nur den Verstand, sondern auch die edlen Triebe des Herzens. Seht nur, wie Christus auch in seiner Religion diesem Verlangen des menschlichen Herzens nach Liebe Genüge thut. Wir haben in uns die Liebe zum Vater; er selbst lehrt uns beten: „Vater unser.“ Wir fühlen Liebe zu Freunden und Brüdern. Deshalb wird die zweite Person der Gottheit Mensch, um uns gleich zu sein. Er sagt, „ich nenne euch nicht meine Diener, sondern meine Freunde“ (Jo. 15, 15.); noch mehr, er ist unser Bruder. „Christus aber schämt sich nicht, uns Brüder zu nennen“ (Hebr. 2, 11.) Was fehlt uns noch? M. I. Chr. Tragen wir nicht tief, tief in unserm Herzen die Liebe zur Mutter? Soll diese edle Neigung allein in der Religion der Liebe keinen Platz finden? Doch meine I. Chr., auch eine Mutter sollen wir in unserer Religion haben. Deshalb gibt uns Christus seine Mutter zu unserer Mutter; er ist unser Bruder, und deshalb ist seine Mutter auch unsere Mutter.

Alein diese tröstliche Wahrheit wollte Christus selbst uns noch klarer offenbaren. Seht ihn am Kreuzesholze, dem Tode nahe; sein sterbender Blick fällt auf seine arme, schmerz erfüllte Mutter, die am Fuße seines harten Sterbelagers steht. Er sprach zu Maria: „sieh da dein Sohn“, und zu Johannes „ecce mater tua“, „sieh da deine Mutter.“ Wohl gelten diese Worte zunächst dem hl. Johannes. Aber was meint ihr, soll denn der Heiland am

Kreuz gar nicht an seine Brüder gedacht haben, für die er doch stirbt? Liebe Christen! ich glaube, wir alle schwebten dem Auge unseres Erlösers vor, als er zu Maria sprach: „sieh dein Sohn.“ Uns Allen hat er Maria als Mutter gegeben, da er sprach: „Sieh deine Mutter.“ So erklärt man seit dem 12. Jahrhundert allgemein diese Worte, und wir schließen uns mit Recht dieser Ansicht an, die seit 660 Jahren in der Kirche gelehrt worden.

Maria ist also unsere Mutter. Hat sie sich denn auch als solche betätigt? Ach könnte ich euch doch ein ganz kleines Bild entwerfen von der Hilfe, die Maria der ganzen Christenheit, ganzen Ländern und Städten erwiesen hat! Könnte ich euch zeigen, wie viel Gnade und Segen sie einzelnen Personen gebracht! Ich frage euw, hat keiner von euch die Hilfe Marias an sich selbst erfahren? Wie mancher könnte mir sagen: gewiß, Maria hat mir geholfen in Krankheit und Noth; oder in Kummer und Rathlosigkeit u. s. w.

Wollt ihr aber augenfällige Beweise der Hilfe Marias, so kommt, ich will euch einmal an die Wallfahrtsorte führen. Seht: was sollen dort die aufgehängten Krücken; die Hände und Füße von Wachs oder Holz? Was all die Bilder und Gedenktafeln? Diese leblosen, stummen Dinge reden eine gar laute Sprache; sie legen berebtes Zeugniß ab von der Macht der Fürbitte Marias, und von ihrer mütterlichen Liebe zu all ihren Kindern. Gewiß ist es, zahllose Wunder sind an den Gnadenorten Marias geschehen, und — glaubt es mir liebe Christen — sie geschehen auch heute noch. Freilich, da würde mancher „aufgeklärte“ und wunderscheue Herr sagen: „Beweise, Beweise,“ — oder „es gibt keine Wunder.“ Nun, die so sagen, werden nicht glauben, auch wenn sie die besten Zeugnisse sehen. Sie gleichen den verstockten Juden, die tagtäglich die großartigsten Wunder Christi sahen und doch nicht glaubten, sondern immer neue, gewaltigere Zeichen und Wunder sehen wollten. Aber die Beweise sollen die Zweifler doch haben; Beweise, wie sie zuverlässiger von Menschen nicht verlangt noch geboten werden können. Merket wohl, was ich jetzt sage: In

den letzten Jahrzehnten sind auf die Anrufung Marias Heilungen geschehen, bei denen nach ärztlichem Gutachten „eine wissenschaftliche Erklärung unmöglich ist.“ Heilungen, die eiblich bezeugt sind von den ehrenhaftesten Männern, die untersucht und bestätigt sind von Magistraten, Polizei- und Gerichtsbehörden. Viele, selbst ungläubige Aerzte, mußten z. B. in Lourdes, „ob sie wollten oder nicht, die sofortige Genesung in Fällen schwersten Siechthums constatiren.“ M. Chr. das sind Wunder! Das sind aber auch glänzende Bestätigungen der katholischen Praxis, Maria, unsere gute Mutter zu verehren, sie kindlich zu lieben, und voll Vertrauen ihre Fürbitte anzuflehen,

Was folgt nun aus all dem, was wir bisher gesehen! Ich will es euch sagen; — doch es ist nicht nöthig; die hl. Schrift selbst sagt es: „Sieh deme Mutter.“ „Und von derselben Stunde an nahm sie der Jünger zu sich;“ „Accepit in sua.“ Vielleicht habt ihr den zweiten Theil des Verses noch nie so recht betrachtet wie den ersten; und doch ist er für uns so lehrreich. Auch uns sagt Christus: „Mein Sohn, sieh da deine Mutter.“ Auch von uns soll gelten, was die Schrift von Johannes sagt: „von jener Stunde an, nahm er sie zu sich;“ jawohl: von jetzt an nehme ich Maria zu mir, in das Meinige, in mein Haus, in meine Familie, vor allem in mein Herz, — durch wahrhaft kindliche Liebe und Verehrung, Heute noch will ich Maria zu mir nehmen, von dieser Stunde an, für den ganzen Maimonat. Glückselige, gnadenvolle Stunde für den hl. Johannes, da er Maria zu sich nahm! Glückselige, segensreiche Stunde, in der wir Maria zu uns nehmen und uns ihrer Verehrung besonders widmen; uns ihrer Liebe, ihrem Dienste weihen! O. Chr., warum soll nicht diese r M a i diese gnadenreiche Zeit sein; warum soll nicht diese S t u n d e es sein? Freilich, wollen wir Maria „zu uns“ nehmen, so muß vielleicht manches geändert werden in der Familie und im Herzen; in der Familie: da muß die Indifferenz, die Lauheit und Gleichgültigkeit gegen die Religion hinaus: Maria und religiöse Gleichgültigkeit können nicht zugleich bei uns wohnen. Manches muß aus unserm Her-

zen heraus, wenn Maria in demselben weilen soll; da müssen alle unlautern Begierden hinaus; hinaus muß Neid, Haß, Lieblosigkeit, Stolz; mit solchen kann Maria, die reinste, heiligste Jungfrau, die Mutter Gottes, nicht zusammen wohnen. Fort also damit. Maria wird uns doch lieber sein; nehmen wir sie „zu uns“; machen wir, daß sie gern „bei uns“ weile. Wir finden hundert Gelegenheiten im Mai, unserer Mutter Freude zu bereiten. Sieh mein Christ, kannst du nicht einen Armen unterstützen, oder deinem Nächsten, der ja auch ein Kind Marias ist, einen Liebesdienst erweisen? Kannst du nicht eine alte Feindschaft aufgeben? Thue es Maria zu Lieb, sie ist ja die Mutter der schönen Liebe! Kannst du nicht in deinem Hause das gemeinsame „Angelusbeten“, den „Engel des Herrn“ wieder einführen, falls dieser schöne Brauch verschwunden sein sollte? Kannst du nicht die hl. Sacramente empfangen; es kommen im Mai so viele schöne Feste: Christi Himmelfahrt und Pfingsten? Kannst du nicht wenigstens täglich ein kleines Gebet verrichten zu Ehren Marias? Und wäre es bloß ein einziges „Ave Maria“, es wird ein duftendes Mai-Blümchen sein vor deiner himmlischen Herrin, wenn du es nur treu und mit Liebe zu ihr betest. Doch wozu soll ich noch weiteres aufzählen? Ein Herz, das Maria liebt, wird schon Gelegenheit finden, ihr seine Liebe zu beweisen; wer aber gar nichts thun will, wer kalt und gleichgültig an Maria vorübergeht: hat der wohl ein edles, dankbares, kindliches Gemüth? Undank, Kälte und Gleichgültigkeit thun jedem Menschen weh, am meisten aber dem Mutterherzen. Wenn eine gute Mutter ein Fest feiert, so erscheinen alle Kinder, um der Mutter ihre dankbare Liebe zu bezeigen. Wenn nun ein Kind gleichgültig fern bliebe, vielleicht jenes, um das die Mutter die meisten Schmerzen und Sorgen hatte, wie weh thäte es dem Herzen der Mutter! Um Maria schaaren sich in diesem Monat alle guten Katholiken, um sie als Mutter Gottes zu preisen, um ihr als ihrer Mutter, Liebe und Dank entgegenzubringen. Wolltest du, mein Christ, allein fern bleiben? Wie, wenn dann Maria fragte: „Alle meine Kinder sind vor mir er-

schienen. Nur eines vermisse ich. Warum siehest du mein Antlitz, mein Sohn, meine Tochter? Du, dem ich so besondere Beweise meiner Liebe gegeben, so besondere Gnaden erschleht habe?“ Wer von uns wollte Maria, unsere Mutter, so betrüben? Gewiß Niemand.

So kommet denn Alle, Groß und Klein, kommet, werfen wir uns nieder vor dem Bilde Marias, und sprechen wir aus ganzem Herzen: „Heilige Maria, unbefleckte Jungfrau, Mutter Gottes und unsere Mutter! im Angesicht des ganzen himmlischen Hofes und vor den Augen der ganzen Welt, weihen wir uns dir für alle Zeiten, und besonders für den kommenden Monat. Wir wollen dich ehren und „selig preisen mit allen Geschlechtern, weil der Herr so Großes an dir gethan“; wir wollen dich lieben, weil du unsere Mutter bist. Wir wollen diesen Monat, vor den Augen der ganzen Welt, freudig bekennen, daß wir glauben an deinen Sohn, Jesus Christus, unsern Gott; und wollen ein Zeugniß ablegen von unserer Liebe zu dir und deinem Sohne.“


Du aber hehre Königin der Engel und Menschen, blicke voll Huld auf uns, die wir zu deinen Füßen liegen, und nimm wohlgefällig unsere Weihe an. Breite weit aus den Mantel deines mächtigen Schutzes über diese Stadt und Alle, die in ihr weilen. Bitte für Alle. Bitte für die, welche dir ferne bleiben, die dich nicht lieben, die nicht mehr glauben wollen an deinen Sohn. Auch sie sind deine Kinder; auch von ihnen hat dein Sohn gesprochen: „Mutter, sieh deinen Sohn.“ Bitte für die Irrenden; führe sie zurück zu deinem Sohne, versühne sie mit deinem Sohne. — Insbesondere aber bitte für die, welche dir treu dienen, welche eifrig vor dir erscheinen werden. Empfehle sie deinem Sohne! Erhalte sie im Glauben an deinen Sohn, und festige sie in der Liebe zu ihm und zu dir. Segne sie, schütze sie! Geleite uns, deine Kinder, durch die Gefahren und Stürme dieses Lebens, bis wir dereinst mit dir, unserer Mutter, den nimmer endenden Mai feiern im himmlischen Paradiese, im Reiche deines Sohnes. Amen

Gleiche Wege, gleiches Ziel, gleiche Kämpfe, gleiche Krone; wie das Haupt, so die Glieder, wie der Hirt, so die Heerde, wie der König, so die Seinigen. Weil Christus auferstanden ist, darum werden auch wir auferstehen.

Wie das Morgenroth die Sehnsucht nach dem vollen Tag weckt, so erwacht im Menschenherzen, wenn es durch das Dunkel des Erdenlebens nach mühsamem Ringen zum Lichte vordringt, die Sehnsucht nach dem vollen Tage. Unbefriedigt von den Lorbeeren irdischer Siege verlangt die nach unendlicher Seligkeit gestimmte Seele über alles Irdische hinaus nach Gott. Der hl. Augustinus sagt so schön: Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir, o Gott. Unverwüstlich liegt in der Tiefe der Menschennatur die Sehnsucht nach Gott; in ungestilltem Hunger verlangt die Seele nach Gott; sie sucht ihn, und strebt nach ihm. An den Tafeln der Welt wird dieser Durst und dieser Hunger nicht befriedigt. Die herrlich-

sten Erfolge dieser Erde lassen in der Unfähigkeit zu befriedigen, den Ekel an der Welt und an dem Ringen um ihre Interessen erwachen; damit erwecken sie die Seele zu dem Flügelschlag nach Gott, dem Unendlichen. Das hat Moses empfunden: Er war durch die Wüste mit einem widerpenstigen Volke gezogen, hatte Jahre hindurch gerungen, gekämpft und gearbeitet. Da ließ Gott ihn auf den heiligen Berg hinaufsteigen, und redete ihm von dem gelobten Land, das in all seiner Herrlichkeit vor ihm lag. Und was geschieht? Hat etwa Moses zu Gott gefleht: Gib mir dieses Land, um das ich gebetet, gekämpft und gerungen habe, nein, sein Herz ging höher. Die Sehnsucht seiner Seele schlug gleich mächtiger Flamme zu Gott empor, als ob sie an dem Funken irdischer Herrlichkeit sich entzündet habe. „Wenn ich Gnade vor deinem Angesichte gefunden habe, nun dann zeige mir dein Angesicht, zeige mir diese Herrlichkeit.“ Das gelobte Land versank in dem Meer seiner Wünsche, welches Gott mit seiner Herrlichkeit erfüllen sollte.

Das Marienbild in der Felsennische.

 In einem kleinen Dörfchen, welches wie ein Schneckengehäuse an den mächtigen Granitwänden der hohen Felsmassen am Ufer des Wallensees in der Schweiz klebt, lebte vor Jahren ein ehrlicher Bildschnitzer Namens Nädli. Im September 1885 sah es sehr traurig in seinem ephemerumspannenen Häuschen aus. Die Mutter weinte und stöhnte; der Vater, der viele Monate bettlägerig gewesen, rang in stummem Schmerz die Hände, und aus den blauen Augen der Tochter Pia, eines blühenden Mädchens von 20 Jahren, tropfte manche Thräne in das klare Wasser des Wildbaches, der am Garten des Hauses vorbei in den See hüpfte, wenn Pia an dem Bache kniete und die Wäsche besorgte. Die lange Krankheit des Vaters hatte die Familie in die bitterste Noth gebracht und die geringen Ersparnisse verschlungen. Man war genöthigt, bei einem Geldverleiher in Zürich eine Summe aufzunehmen, und der Wechsel war am 8. September fällig. Woher sollte man das Geld nehmen, um denselben zu decken? Alle Bemühungen Nädli's waren vergebens gewesen, den hartherzigen Geldmann zur Verlängerung des Wechsels zu bestimmen; er hatte gedroht, das Haus, das einzige Besitztum der Familie, unter den Hammer bringen zu lassen, um sich bezahlt zu machen. Der gefürchtete Termin stand vor der Thür und nirgends zeigte sich Hilfe und Rettung.

Es war am 8. September, am Feste Maria Geburt und Pia hatte am Morgen in der Kirche ganz besonders fromm gebetet und die Himmelkönigin angefleht, ihren, der Verzweiflung nahen alten Eltern schützend beizustehen. Als sie die Kirche verließ, trat in der Dorfgasse ein Fremder, ein anscheinend vornehmer Herr mit blassem Gesichte und langem, blondem Vollbarte, an sie heran, und sagte: „Ich möchte mich auf den See hinauswagern lassen; können Sie mir sagen, an wen ich mich wegen eines Rahnes zu wenden habe?“

„Grüß Gott,“ versetzte Pia, „den Rahn können Sie bei uns haben; ich werde den Vater rufen. Er kann Sie fahren, und ich will das Steuer führen.“ Pia schritt neben der hohen, mächtigen Gestalt des Fremden, auf dessen Gesicht ein finsterner Ernst lag, ihrer Wohnung und dann in Begleitung ihres Vaters dem See zu. — Wenige Minuten später trug der Rahn sie auf die glänzende Fläche hinaus; der Vater handhabte die Ruden, Pia das Steuer, und der schweigsame Gast starrte unverwandt auf die vom Morgentwinde gekräuselten Wellen. Niemand sprach ein Wort, — eine fast unheimliche Stille lag wie bleierne Schwüle über dem Rahn. Als ein Fischreiber gleich einem Pfeile aus der Höhe in die Flut niederschloß und im nächsten Augenblicke eine Seeforelle zwischen den Fängen hielt die er mit seinem scharfen, gekrümmten Schnabel zerriß und zur Hälfte wieder in den See zurückfallen ließ, lachte der Fremde kurz und hart auf, und seine blutleeren Lippen murmelten bitter: „Auch hier Kampf und Verfolgung!“ Nach einer Weile fragte er plötzlich: „Wie tief ist dieser See?“

„Dreihundert, vierhundert — stellenweise auch sechshundert Fuß.“

„Wo ist die tiefste Stelle?“

„Drüben Herr an der Felswand.“

„Fahren Sie dorthin.“

Pia griff mit dem Steuer ein und der Rahn flog dem jenseitigen Ufer zu. Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des Vaters.

„Weshalb stöhnen Sie?“ fragte der Fremde im milderen Tone, „drückt Sie ein Leid?“

„Ach, Herr, — das läßt sich nicht so sagen, und ein reicher, glücklicher Mann, wie Sie, würde es auch nicht verstehen. Ich war krank, mußte Schulden machen, um mit den Meinigen nicht zu verhungern, — morgen ist der Wechsel fällig, dann werde ich aus meinem Hause gejagt . . .“

Der Fremde zuckte die Achseln. „Also wegen einer Handvoll Franken sind Sie unglück-

sich?“ fragte er in verächtlichem Tone, wenn es kein herberes Weh gäbe, als Geldman- gel!“

„Ich sagte ja, Herr, daß ein Reicher das nicht versteht.“

Der Fremde entgegnete nichts, sondern erhob sich und blickte finster ins Wasser.

„Lassen Sie den Kahn hier treiben,“ sagte er und legte Uhr nebst Börse auf die Bank, auf der er gesessen. „Fährmann, das soll Ihnen gehören, wenn ich todt bin.“

„Todt? . . . Sie wollen doch nicht —?“

„Ja, ich will, — und niemand wird mich daran hindern!“

Die Worte klangen rauh, drohend, befehlend. Pia sah ihren Vater entsetzt an. „Haben Sie denn keinen Glauben?“ fragte sie. . . . Der Fremde sah sich jäh um nach der kühnen Fragerin.

„Keinen Glauben?“ wiederholte er mit eigenthümlicher Betonung; „es gab eine Zeit . . .“

„Wissen Sie denn nicht, Herr, daß Sie vor den Richterstuhl Gottes treten und daß die Selbstmörder dem Gerichte Gottes zuvorkommen?“

Ueber die kalten Züge des Mannes glitt ein Lächeln. „Halten Sie an diesem Glauben fest, Kind — für mich ist es zu spät. Ich war einst auch frommgläubig; ich habe sogar meiner Mutter, als sie auf dem Sterbebette lag, versprochen, jeden Tag ein Ave zu beten — und ich habe diesen Schwur gehalten, — bis zur Stunde, vielleicht nur aus Gewohnheit.“

„Das war brav,“ schaltete Nädli ein, „und Gott wird Ihnen das anrechnen.“

„Gott? . . . Es giebt keinen Gott!“ schrie der Fremde laut auf — ein Sprung, und die Wellen des Sees schlugen über ihn zusammen.

Der Rachen schwankte, daß er umzuschlagen drohte; Pia stieß einen gellenden Schrei aus und starrte verglasteten Blickes auf die Stelle des Wassers, die den Unglücklichen verschlungen.

„Halte fest zum Ufer, Kind, dort am Blocke finden wir Halt.“

Nädli hatte die Ruder eingezogen, den Ruck abgelegt und im nächsten Augenblicke verschwand auch er im See.

„Vater!“ . . . Qualvolle, entsetzliche Minuten, die einer Ewigkeit glichen . . . Da theilte sich die Wasserfläche; ein Kopf erschien, und noch einer. — Nädli arbeitete kräftig mit dem rechten Arme, — sein linker trug eine Last, — den Fremden. Pia war im Nu mit dem Rachen zur Stelle, dessen Rand der Vater erfaßte. „Vorichtig, Kind, daß wir nicht alle verunglücken. Fahren an's Ufer.“

Hier lag unter dem Spiegel des Sees ein mächtiger Felsblock. Die Füße des Fährmanns fanden Boden, und behutsam hob er den ohnmächtigen, bewußtlosen Mann in den Kahn; er selbst schwang sich an der Spitze des Rachens hinauf. „Schnell nach Hause Pia, das Wasser ist eisfalt.“

Nach einer halben Stunde war das Dörflein erreicht. Der Fremde hatte unter den fortgesetzten Reibungen Nädli's die Augen aufgeschlagen und allmählich kehrte das Bewußtsein zurück.

Stunden waren vergangen: Der Fremde saß, angethan mit den Sonntagskleidern Nädli's, in dem einfachen Stübchen des Bildschneizers, seine eigenen Kleider hingen draußen im Garten in der Sonne. — Geräuschlos trat Pia ein, um nach dem Befinden des Mannes zu sehen, der auf so sonderbare Weise ihr Gast geworden.

„Fühlen Sie sich besser Herr? Der Schlaf hat Ihnen gut gethan.“

Der Fremde nickte. „Ich könnte längst todt sein,“ murmelte er.

„Wissen Sie auch, Herr, weshalb Ihnen der Himmel Rettung sandte?“

„Nun wissen Sie es?“

„Ja. Weil Sie das Ihrer verstorbenen Mutter gegebene Versprechen treu gehalten und täglich ein Ave gebetet haben; die allerseeligste Jungfrau — heute ist ihr Festtag — hat Sie nicht zu Grunde gehen lassen.“

Der Fremde blickte sinnend zu Boden; er strich mit der Hand über die blasse Stirn, eine Thräne rollte in den blonden Vollbart; eine innere Wandlung schien sich in ihm zu vollzie-

hen, und er kämpfte offenbar mit einem schweren Entschlusse. Plötzlich sagte er laut : „Ich habe dem Tode ins Auge gesehen, — es war ein furchtbarer Moment, ehe mir die Sinne schwanden Gott hat mich nicht untergehen lassen, — die Vergangenheit ist abgethan.“

Bia lächelte unter Thränen, und ihr Blick fiel dankbar und innig auf das Marienbild, das in verblästem Goldrahmen an der Wand des Zimmers hing.

„Wo ist Ihr Vater, der sein Leben für mich gewagt?“

„Er mußte zu Bette gehen, Herr; er fiebert. Vater war von dem Mudern so gehyrt — und nun plötzlich in das Gletscherwasser hinein . . . aber es wird wohl bald v. übergehen.“

„Das schmerzt mich, daß Ihr guter Vater meinetwegen erkrankt ist. Ich hoffe, meine Schuld bald in würdiger Weise abtragen zu können.“

„Wir wollen keine Bezahlung, Herr; was mein Vater gethan, hätte er auch dem Aermsten gethan — aus christlicher Nächstenliebe.“

„Ein braver Mann! Aber die Erfüllung meiner Pflicht setzt die edle, hochherzige That nicht im mindesten herab. Sprach Ihr Vater nicht von einem Wechsel, der morgen gedeckt werden muß?“

„Freilich; aber —“

„Kein, aber, Bia; nennen Sie mir den Namen des Mannes in Zürich — diese Angelegenheit werde ich regeln, und — aber was soll die Uhr und die Börse hier auf dem Stuhl. Habe ich Ihnen diese Gegenstände nicht geschenkt?“

„Es ist zu viel, Herr.“

„Zu viel?“ Der Mann lächelte fast bitter auf. „Tobtes Metall. Die Uhr möge Ihr

Vater zum Andenken an mich tragen, und die Börse soll die Kosten der Krankheit decken.“ Er schob die goldene Uhr und den braunseidenen Beutel, durch dessen Maschen eine lange Reihe von Goldstücken bligte, mit dem Rücken der Hand von sich ab.

„Sie sind unser Retter,“ schluchzte Bia unter Freudenthränen. „Die Mutter Gottes hat Sie geschickt.“

„Im Gegentheil — Ihr Vater und Sie sind meine Retter geworden, und zwar in doppelter Hinsicht: ich bin nicht bloß vor dem leiblichen Tode bewahrt worden, ich habe auch den Glauben an Gott, an mich selbst und an die Menschheit wiedergefunden.“

Gegen Abend schied der Fremde, seinem Lebensretter dankbar die Hand drückend, von der Familie Näbli und dem stillen Dorfe am Wallensee; der Wechsel wurde am folgenden Tage nicht präsentiert, dagegen traf acht Tage später aus Wien folgendes Schreiben an Näbli ein:

„Ihnen und den Ihrigen danke ich nochmals von ganzem Herzen! Die schlichten Worte Ihrer Tochter Bia haben mein Herz umgewandelt und mich auf den Weg zurückgeführt, den ich als Kind gewandelt. Ich bin glücklich! Einliegend sende ich eine Summe Geldes; lassen Sie in der Felswand, nahe der Stelle im See, wo meine Rettung erfolgte, ein Marienbild anbringen und ich bitte Ihre Tochter Bia, dasselbe in jedem Jahre an dem denkwürdigen Festtag der Mutter Gottes mit einem Blumenkranze schmücken zu wollen. Für die Mühe-waltung lege ich ein Tausend-Frankbillet bei. Forschet nicht nach meinem Namen, sondern betet zuweilen für mich, und gedenket freundlich des Fremden, der am Wallensee doppelte Rettung fand.“ —

Die Franzosen, für welche der heilige Ludwig ein nationaler Ruhm, ein Familienerbtheil ist, haben sein; gesegnete Geburt immer als die Frucht der Unmacht betrachtet, welche Blanca von Kastilien, seine Mutter, zur allerjüngsten Jungfrau getragen hatte.

Wer Gott liebt, der fürchtet ihn. Die Furcht Gottes ist Liebe Gottes.

Kein Mensch täuscht sich leichter, als derjenige, der sich bei der Bildung seiner Urtheile vom Scheine leiten läßt.

Maniac!

Seite 39.

Das Kieselstein steuert
auf den Sand Meeres

Das Meer Linsen =
Kieselstein 2000 Linsen
Kieselstein. - Fr. Schacht.

Seite 2, 2

Maniac's Linsen
Kieselstein. - 13 (1)

Das Kieselstein
Kieselstein 16,
Kieselstein 16,


Leben und Wunder des heiligen Karmeliten Albert von Sicilien.

Von Rev. Eusebius Rick, O. C. C.

(Fortsetzung.)

15. Kapitel.

Das Albertuswasser und verschiedene wunderbare Heilungen durch dasselbe.

er gelehrte Peter Oktavius Gaetano aus der Gesellschaft Jesu sagt in seinem Buche über die Heiligen Siciliens, wo er von den Reliquien des hl. Albert spricht: Dieser Heilige wurde im frommen Eifer nach und nach zertrennt und an Personen und Städte schenkt, die ihn zu ihrem Patron und Beschirmwähler wählten und er wurde in so viele kleine Stücke zerlegt, daß es inner- und außerhalb Italiens kaum ein Kloster der Karmeliten giebt, welches ohne eine Partikel dieses Heiligen sei. So wollte Gott, daß unser Heiliger nicht bloß in Messina und auf Sicilien, sondern fast auf dem ganzen Erdkreis verehrt werde. Da in fast jedem Kloster des Ordens sich eine Reliquie des hl. Albert befindet, so ordneten die Generale der Karmeliten an, die Formel für Weihe des Albertuswassers dem Missale und Breviere beizufügen. Der Gebrauch, Wasser unter Anrufung des hl. Albert zu weihen, wobei eine Reliquie des Heiligen in dasselbe getaucht wird, ist sehr alt. Es wird auf Verlangen in den Karmeliterklöstern verabreicht. Besonders am 7. August, dem Feste des hl. Albert, kamen früher die Gläubigen in Menge zu den Kirchen der Karmeliten, um es in ihre Häuser mitzunehmen und in mancherlei Krankheiten zu gebrauchen, so bei Fieberkranken und bei gebärenden Frauen. Der Allmächtige hatte ihm während seines Lebens die Gnade verliehen, durch das Wasser viele Wunder zu verrichten und nach seinem Tode ereignen sich ja noch immer wunderbare Heilungen in Folge des frommen Gebrauches dieses Wassers. In

einem alten Hymnus auf den Heiligen finden wir folgenden Vers:

Wer zählt die Kranken, Todeswunden,
Und die vom Fieber hingestreckt,
Die durch dies' Wassers Trunk gesunder,
Zu neuem Leben auferweckt?

Hieraus ist ersichtlich, daß schon in alter Zeit vielen Kranken die Gesundheit durch den Gebrauch dieses heiligen Wassers zurückgegeben wurde. Im Folgenden wollen wir verschiedene Beispiele davon auführen.

Die Söhne des Königs sind vor Gott wie die Kinder des Bettlers und Weiden thut die Hilfe von Oben noth. Den einen wie den andern erniedrigt und erhöht er, er schlägt ihm Wunden oder heilt sie, ganz nach seinem göttlichen Willen. Im Jahre 1361 war es, als der einzige Sohn des Königs Peter von Sicilien und Spanien erkrankte. Mit inniger Theilnahme verfolgte das ganze Volk die Krankheit des Thronfolgers, eines Jünglings, der jetzt im Frühlinge seines Lebens an den Rand des Grabes gebracht worden. Die berühmtesten Aerzte kamen und gingen, machten sich um den hohen Kranken zu schaffen und ihre Mienen wurden immer bedenklicher, bis sie es nicht länger verhehlen konnten, daß dem jungen Prinzen, menschlich gesprochen, nicht mehr zu helfen sei. Das ganze Land war in schmerzlicher Bewegung und die königliche Familie beweinte ihren sterbenden Sohn mit bitteren Thränen.

Nachdem man vergeblich alle menschlichen Heilmittel angewandt hatte, nahm die königliche Familie ihre Zuflucht zum Karmel, um durch die Fürbitte des hl. Albert die Rettung ihres geliebten Sohnes zu erlangen, indem sie zugleich das Versprechen ablegten, im Falle der Heilung ihn mit der Farbe der Karmeliten und dem weißen Mantel zu kleiden. Diese Ordens-

leute kannten die Macht ihres Heiligen und im festen Vertrauen auf seine Hülfe, begaben sie sich zum Palaste, eine Reliquie des Heiligen und seinen Mantel mit sich tragend. In das Zimmer, wo der Sterbende lag, hineingeführt, breiteten sie den Mantel über ihn und segneten ein Glas Wasser, wo sie die Reliquie hineintauchten. Darauf ermunterte ihn der Prior, sein ganzes Vertrauen auf die Fürbitte des hl. Albert zu setzen. Als er ihn aber fragte, ob er das geweihte Wasser trinken wolle, konnte der Kranke, der schon die Sprache verloren hatte, nur durch Zeichen zu verstehen geben, wie sehr ihn darnach verlange. Man öffnete also seinen Mund und tropfelte ihm etwas davon ein. Sogleich öffnete der Sterbende die Augen und seufzte wie einer, dem eine große Last abgenommen wird. Bald begann er zu sprechen und Speise zu verlangen und ehe der Tag, welcher sein Todestag zu sein geschienen, zu Ende ging, war er so gesund wie er jemals gewesen war, zur Freude seiner Eltern, des Hofes und des ganzen Volkes. Gott lobend und dankend, der ihn durch den hl. Albert so hoch begnadigt hatte, zog der Prinz das Kleid der Karmeliten an, um beständig daran erinnert zu werden, wem er seine Rettung zu verdanken habe. Als sein Vater starb, bestieg er als Friedrich II. den Thron von Sicilien und jetzt erwirkte er vom heiligen Stuhl die Erlaubniß, den Habit ablegen zu dürfen. Nichtsdestoweniger blieb er dem Orden des hl. Albert immer zugethan und förderte dessen Liebe bei seinem Volke, wo er nur konnte.

Das Haus eines gewissen Herrn Wilhelm Grafen von Peralta, in dem Städtchen Sacca, war in großer Betrübniß, da der bittere Tod, der gleichmäßig an der armen Hütte, wie am Palaste des Reichen anklopft, sein Söhnchen Nikolaus, einen Knaben von sieben Jahren, zu bedrohen schien. Ein bössartiges Fieber hatte ihn in wenigen Tagen an den Rand des Grabes gebracht. Die tüchtigsten Aerzte waren an sein Lager gerufen worden, aber alle hatten ihn aufgegeben und man hatte keine Hoffnung auf Genesung mehr. Es laßt sich denken, wie diese Gewißheit die Eltern des Knaben ergriff; Weinen und Wehklagen erfüllte das Haus und

der Gedanke, ihren Sohn zu verlieren, war den Eltern unfaßlich.

Eben war ein neuer Tag angebrochen, als ein Vater aus dem nahen Karmelitenkloster erschien, der den aufhorchenden Eltern erzählte, ihm sei im Traume der hl. Albert erschienen, wie er in den Armen ihren Knaben hielt, der aber gesund und lachend mit dem Heiligen spielte. Er sei gekommen um zu sehen, ob vielleicht der hl. Albert ihrem Söhnlein geholfen habe. Dann ermunterte er sie, jetzt nachdem alle menschliche Hülfe umsonst sei, ihr ganzes Vertrauen auf die Fürbitte des hl. Albert zu setzen. Sie wurden durch die Worte dieses heiligmässigen Mannes, der durch seine herrerragende Tugend bekannt und beliebt war, etwas getröstet und die Hoffnung der Eltern wurde neu angefaßt. Mit festem Vertrauen kniete die Mutter sogleich nieder und flehte zum hl. Albert, er möge seine Fürbitte bei Gott einlegen und ihrem Sohn helfen. Dann versprach sie, sein Fest wie einen Feiertag zu halten und am Vorabend desselben fasten zu wollen. Sie machte das Gelübde, ihm eine Statue errichten zu wollen, drei Arme zu kleiden und daß ihr Kind für ein Jahr das Ordenskleid der Karmeliten anziehen werde. Der Ordensmann hatte Wasser bei sich, welches auf die Fürbitte des hl. Albert, durch das Eintauchen seiner Reliquie gesegnet worden war; er betete drei Vater und Ave und unter Anrufung der heiligen Namen Jesus, Maria und Albertus, gab er dem kranken Knaben einige Schlickchen zu trinken. Und es war in der That, wie wenn man Del an das erlöschende Licht einer Lampe schüttet. Dieses Wunderwasser kühlte sogleich die Hitze des Fiebers, der frühere Glanz der Augen, die Frische seines Angesichtes und der andern Glieder kehrten zurück und bald war er gesund. Man mag sich die Freude der übergelücklichen Eltern denken und die Dankbarkeit, welche der Graf von Peralta fürderhin dem hl. Albert und dem Orden vom Berge Karmel bezeugten.

Zehn Jahre später, in 1385, ereignete sich eine andere wunderbare Heilung in Catania. Ein Jüngling, Nikolaus mit Namen, litt schon geraume Zeit an einem Darmbruch, der ihm un-

ausstehliche Schmerzen bereitete. Es war der 7. August, das Fest des hl. Albert. Eine Menge Volkes wogte zur Kirche der Karmeliten, um dem Heiligen ihre Verehrung zu zollen, und mit großem Glauben und tiefer Frömmigkeit knieten Alle vor seinem Bilde nieder. Auch der erwähnte Jüngling kniete dort nieder und empfahl sich dem Schutze des Heiligen; darauf begab er sich in das Kloster, wo er dem Prior erzählte, welch' heftige Schmerzen er zu leiden habe und ihn bat, seiner im Gebete zu gedenken. Der Pater hatte großes Mitleid mit dem jungen Manne, ermunterte ihn zur Geduld, rief ihm ins Gedächtniß zurück daß, wenn er geduldig mit Jesus leide, er einst glorreich mit ihm herrschen werde und am Ende mahnte er ihn, seine Hoffnung auf den hl. Albert zu setzen, der schon so vielen die Gnade der Heilung erlangt hatte, die ihn vertrauensvoll darum anflehten und seine Heiligkeit nachzuahmen sich bestrebten. Dann führte er den Kranken in die Kirche, wo er mit ihm vor dem Bilde des Heiligen inbrünstig um die Genesung betete, wenn es nicht gegen Gottes Willen sei. Der junge Mann machte das Gelübde, im Falle seiner Heilung, in den Orden vom Berge Karmel eintreten zu wollen. Sie schlossen ihr Gebet, indem sie laut drei Vater unser und Ave Maria beteten. Jetzt ließ sich der Prior ein Gefäß mit Albertuswasser bringen und fest vertrauend, daß der Heilige ein Wunder wirken werde, gab er dem Kranken davon zu trinken. Kaum hatte er einige Tropfen davon verschluckt, als er fühlte, wie aller Schmerz von ihm wich, so daß er Gott lobend und preisend allen Anwesenden die Gnade verkündigte, die ihm durch die Fürbitte des hl. Albert zu Theil geworden war. Ohne nach Hause zurückzukehren, trat er sogleich in den Orden vom Berge Karmel, um sein Gelübde zu erfüllen, wo er alle durch sein Tugendbeispiel erbaute und dem hl. Albert nachzufolgen strebte.

In demselben Jahre und an demselben Tage, da sich obige wunderbare Heilung ereignete, wurde in Saltanissetta eine vornehme Frau durch das Albertuswasser geheilt. Diese Dame hatte in der Brust ein krebsartiges Geschwür, welches ihr unausstehliche Schmerzen verur-

sachte. Trotz der sorgfältigsten Reinlichkeit und der Anwendung aller möglichen Heilmittel, konnte sie es doch nicht verhüten, daß beständig stinkender Eiter, vermischt mit ekelhaften Würmern, aus der Wunde hervorbrach. Eine außergewöhnliche Tugend war dazu nöthig, um sie nicht in Verzweiflung fallen zu lassen. Aber der Herr, der die Seinen nur züchtigt, um sie zu reinigen und sie der himmlischen Glorie würdiger zu machen, verließ sie nicht in ihrer großen Noth. Wenn der liebe Gott uns mit Trübsal heimsucht, so hat er immer unser ewiges Heil und seine Verherrlichung im Auge, die er in unserm Falle durch die Vermittelung des hl. Albert offenbaren wollte.

Man hatte der armen Kranken gesagt, daß in einer nahen Kirche das Fest des heiligen Karmeliten gefeiert werde. Sie ließ sich von mehreren Dienern dorthin geleiten, hörte mit Andacht die heilige Messe und blieb auch noch, um die folgende Predigt anzuhören. Ein Pater vom Orden der Karmeliten erschien auf der Kanzel und stellte die Liebe des hl. Albert in so beredten und klaren Worten dar, daß die Zuhörer ihn zu sehen vermeinten; wie er im Leben den Kranken und Hilfsuchenden half und jetzt im Himmel er noch täglich Gunstbezeugungen auf die herabregnen ließ, die sich ihm mit lebendigem Glauben empfahlen. Als Beweis für seine Anführungen, erzählte er einige wunderbare Begebenheiten, die sich kurz vorher zugetragen hatten. Als die Dame so große Dinge von dem Wunderthäter von Sicilien hörte, betete sie für sich: „O hl. Albert, da du so wunderbar bist, besonders den Kranken die Gesundheit zurückzugeben, die sich mit lebendigem Glauben dir empfehlen, erbarme dich einer Unglücklichen. Ich vertraue auf dich; gib mir ein Zeichen deines Schutzes und ich werde deine Wohlthat nicht vergessen. Nachdem der Prediger geendigt hatte, ging die Frau nach Hause, ein Gefäß mit Albertuswasser mit sich nehmend, in der Hoffnung, daß dies ihre beste Medicin sein werde. Sogleich zog sie sich in ihre Kammer zurück und wusch ihre Brust mit diesem Wasser. Und siehe auf einmal hörte aller Schmerz auf, die Würmer starben, die Wunde schloß sich und ver-

narbte, und nie mehr litt sie an diesem Uebel, welches die Aerzte für unheilbar erklärt hatten. Unbeschreiblich war die Dankbarkeit der guten Frau, die Freude ihrer ganzen Familie und die Bewunderung Aller, die sie sahen. Sie wurde nicht müde, immer und immer wieder die Wunder zu erzählen und das Lob des hl. Albert zu verkünden. Sie ließ den Altar des Heiligen mit neuen kostbaren Stoffen und Geräthen ausschmücken und sein Bild in reinstem Silber darüber anbringen.

16. Kapitel.

Audere Wunder des heiligen Albert.

Die seraphische Jungfrau Maria Magdalena von Bazzis lebte noch im Kloster der Karmelitenessen zu Florenz, wo sie ein engelgleiches Leben führte. Sie hatte erkannt, welch' große Vortheile das Lesen des Lebens der Heiligen schafft und gar oft las sie dieselben, nicht aus bloßer Neugierde, sondern um daraus neue Mittel zu finden, vollkommener zu werden und sich des Schutzes der Heiligen immer würdiger zu machen. Eines Tages las sie das Leben des hl. Didakus, den sie sehr verehrte und sie fiel in eine Entzündung, welche drei Stunden wahrte. Sie sah, wie ein glänzend weißes Kleid aus der Seite ihres göttlichen Bräutigams hervorging. Sie fühlte ein brennendes Verlangen nach diesem Gewande und da eben das Fest des hl. Albert herannahte, so bat Magdalena ihren Heiland, er möge ihr durch die Verdienste Alberts dieses Kleid schenken und sie damit bekleiden, um so besser den Versuchungen des Teufels widerstehen und dem hl. Didakus, dessen Leben sie eben las, nachfolgen zu können. Sie erhielt sogleich diese Gnade, wie sie unter Gehorsam aussagte; desgleichen sagte sie aus, daß sie während dieser langen Ekstase vom Heilande selbst communicirt worden sei.

Im Leben derselben hl. Maria Magdalena von Bazzis wird folgendes erzählt. Sie brannte immer vor Verlangen, ganz mit ihrem Jesus vereint zu sein und wenn nur immer möglich, sich dem heiligen Tische zu nähern. Jetzt geschah es einmal, daß der Reichthum des Klo-

sters nicht kommen konnte, den Nonnen die hl. Communion auszutheilen. In diesem Falle war es Sitte, daß die Schwestern sich in der Kapelle versammelten, um geistiger Weise zu communiciren. Als sie auch jetzt zu diesem Zwecke versammelt waren, wurde Maria Magdalena plötzlich verückt und sie sah den hl. Albert mit dem Ciborium herankommen, den Nonnen die hl. Communion zu reichen. Deshalb betete sie das Confiteor und empfing mit den Andern den Leib des Herrn aus der Hand des hl. Albert.

Ein Mann litt an einem Uebel in den Beinen, so daß es ihm fürchtbare Schmerzen bereitete, nicht bloß wenn er den Fuß auf den Boden stellte, sondern auch, wenn das Bein mit ganz zarten Gegenständen in Berührung kam. Deshalb war er gezwungen, die meiste Zeit zwischen zwei Krücken hängend zuzubringen. Da hörte er viel reden von den wunderbaren Heilungen, die auf die Fürbitte des hl. Albert geschahen und er wünschte zum Grabe des Heiligen getragen zu werden, um hier die Gesundheit zu erlangen. Hier angelangt, betete er mit innigem Glauben und, als er zum Zeichen der Ehrfurcht das Grab berührte, fühlte er sich plötzlich von seinem Uebel befreit. Wie außer sich vor Bewunderung und Freude über dieses Wunder, hüpfte er in dem Gotteshause umher, und die Krücken und Binden beim Grabe zurücklassend, eilte er, um hingeworfen vor dem Altare Gott und dem hl. Albert innigen Dank zu sagen und er unterließ es nicht, auch fürderhin die Heiligkeit und Wunderkraft des heiligen Karmeliten zu feiern.

Es war im Jahre 1492, als ein gewisser Filippo, Schiffer in Venedig, in die äußerste Noth gerieth. Er war für ein ganzes Jahr Steuermann einer Barke gewesen, in welcher er mit seiner armen Familie hauste. Nach Ablauf dieser Zeit konnte der arme Mann nicht nur nicht seinen bedungenen Lohn, sondern auch nicht den geringsten Theil davon erhalten, da der Schiffspatron selbst durch Unglück in Armut gestürzt worden war. An dem armseligen Schiffsraum wohnte sein altersschwacher Vater, sein Weib und ein halbes Duzend nach Brod schreiende Kinder und Filippo wußte nicht,

wo das Verlangte zu holen. Er schämte sich zu betteln und anderwärtig war auch keine Arbeit zu finden. Das letzte Stücklein Brod in seinen Taschen war bald verzehret, er konnte das Elend in der Familie nicht länger mit ansehen und so faßte der Unglückliche den Entschluß, sich zu erhängen. Filippo war zwar ein guter christlicher Mann und hätte die Versuchung zu einem solchen Verbrechen früher mit Abscheu von sich gewiesen; aber das Elend und der Kummer in der Familie hatten seinen Verstand verwirrt und in der Aufregung nahm er einen Strick und, während Alles schlief, schlich er sich unbemerkt aus seiner Behausung, um einen geeigneten Winkel aufzusuchen, seine Unthat zu vollbringen.

Jedoch seine alte Frömmigkeit und besonders seine Andacht zum hl. Albert sollte ihm jetzt von Nutzen sein und, wo die Noth am größten, da ist Gottes Hülfe am nächsten. Er war noch nicht weit gegangen, als er eine Stimme, die vom Himmel zu kommen schien, vernahm und die ihm zurief: „Wo gehst du hin Filippo?“ Ploßlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und er erkennt den Abgrund, wohinein

er beinahe gestürzt wäre. Seiner Aufregung machen kühlere Gedanken Platz und er lenkt seine Schritte heimwärts, Gott wegen seiner Sünden um Verzeihung bittend. „O liebevollster Jesus, schicke mir deinen heiligen Albert zu Hülfe!“ So betete er und unter fortwährender Anrufung des hl. Albert, kommt er auf den berühmten St. Markusplatz, als er etwas, wie ein Päckchen mit metallischem Klang vor sich niederfallen hört. Er hält inne, lauscht und sucht die Finsterniß mit seinen Blicken zu durchdringen. Er tastet mit dem Fuße und fühlt einen Gegenstand; er hebt ihn auf und, wie es ihm scheint, ist es eine mit Geld gefüllte Börse. Jetzt eilte er rasch nach Hause und wer beschreibt seine Freude, als er findet, daß die Börse mit Goldstücken gefüllt ist. Alle Noth hatte jetzt ein Ende, wofür er Gott und dem hl. Albert aus ganzem Herzen Dank sagte. Er konnte sich nicht enthalten, diese Begebenheit allenthalben zu erzählen, zum Lobe Desjenigen, der ihn vor der Gefahr des ewigen Todes befreit hatte und von dem Elende, das ihn trieb, den schrecklichen Selbstmord zu be-
(Schluß folgt.)

Niemand versteht besser die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Buße und Abtödtung als die büßende Unschuld.

Es ist bestimmt in Gottes Rath
Der Mensch zum Leidenskelde,
Und wenn er keine Leiden hat,
So schafft er selbst sich welche.

Jede Errungenschaft, welche edlen Geistern zu Theil wird, läßt bei aller Befriedigung doch eine gewisse Enttäuschung, die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des Erreichten erwachen. So ist es bei allem geistigen Ringen; so ist es auch im Ringen und Kämpfen für die Sache Gottes. Wenn Triumphe über Triumphe gefeiert wurden, ein Erfolg den andern ablöst, dann geht auf der Höhe irdischer Errungenschaften am ehesten die Sehnsucht nach vollkommenerm Sieg, nach ganzem Glück, nach einer Ruhe an, die nicht mehr gestört wird.

Die Stätte unserer Verklärung liegt nicht neben der Stätte unserer Taufe. Dazwischen liegt der weite, harte und rauche Weg unseres Lebens.

Der Heiland hat die Herrlichkeit unserer Auferstehung an den würdigen Empfang der heiligen Kommunion geknüpft: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage!“

Wiederholt hat Gott die heilige Kirche durch den heiligen Rosenkranz vor inneren und äußeren Feinden gerettet. Und wer waren denn diese Feinde? Es waren namentlich drei: äußere feindliche Gewalt und im Innern Irrlehre und Sittenverderbniß. Gegen alle diese Feinde hat sich der Rosenkranz siegreich erwiesen.

Die erste heilige Communion.

P. M. Marty, S. J.

Der schönste Tag in deinem Leben, mein lieber Leser, welcher war es? — Zu General Bertrand soll Napoleon I. auf der Insel St. Helena gesagt haben: „Der schönste Tag in meinem Leben ist der Tag meiner ersten heiligen Communion.“

Die erste heilige Communion und die letzte, — wie viel hängt davon ab für das Leben der Gnade hier auf Erden und für das Leben der Glorie dort in der Ewigkeit? —

Nicht ohne Nührung und Theilnahme sehen wir jedes Jahr die Erstcommunicanten dem heiligen Tische nahen; die Kinder und die Eltern haben schon lange sich darauf gefreut und vorbereitet; endlich ist er da, „der Tag, den der Herr gemacht hat,“ wie kaum einen andern im ganzen Leben! — Gute, gläubige Eltern suchen an diesem Tage alles zu vermeiden, was den andächtigen, frommen Sinn des Kindes ungebührlich von der göttlichen Einkehr ablenkt. Sie können mit den Kindern „frohlocken und fröhlich sein“, deswegen braucht dieser Tag des Herrn nicht ein Fest der Eitelkeit, der Zerstreuung und des sinnlichen Genusses zu werden. —

Wie arm sind jene Kinder, für welche dieser schöne, heilige Tag gar nie kommt!

Zuweilen kommt er wohl, aber spät im Leben, und dann bietet er oft einen eigenthümlichen Reiz voll Wehmuth und Freude, der ein besonderes Interesse weckt, eine Theilnahme, welche der frühen ersten heiligen Communion der Kinder nicht in gleichem Maße zu Theil wird. — In Ingolstadt war dies eigenthümliche Glück zwei französischen Kriegsgefangenen beschieden und es freut uns, diese Züge der Gnade Gottes hier auf's genaueste wiederzugeben zu können.

Eines Tages, so erzählt der damals dort stationirte Militärcurat, als ich von der Frauenkirche heimkehrte, wo ich die Beichte jener Franzosen gehört, die ihrer österlichen Pflicht nachkommen wollten, kommt ein Kriegs-

gefangener auf mich zu mit der schüchternen Frage: „Könnte ich nicht auch beichten?“ — „Ganz gewiß, kommen Sie morgen um 9 Uhr in diese Kirche, da werden Sie Kameraden genug treffen, die ebenfalls beichten. Oder wollen Sie lieber jetzt gleich mit mir kommen?“ — Hierauf bemerkte der Franzose verlegen: „Ich habe aber noch gar nie gebeichtet; ich weiß nicht, wie das geht, ich kann nicht einmal lesen.“ Was war zu thun? Ich schrieb seine Adresse, Namen und Casemate in's Notizbuch: „Gut,“ sagte ich dann, ich werde für Ihren Unterricht und für alles Uebrige sorgen. Vor der Hand danke ich Ihnen, daß Sie mich angesprochen.“ — Noch am nämlichen Tage fand ich einen Seminaristen, welcher die Bücher der Theologie mit dem Chassepot hatte vertauschen müssen; da mir selbst keine Zeit zum Unterrichte erübrigte, schätzte sich dieser herrliche, junge Levite glücklich, seinen armen Landsmann zu unterrichten und zu den heiligen Sacramenten vorzubereiten.

Lehterer hieß Louis Rangot; er war 21 Jahre alt. In Paris von armen Eltern geboren, verlor derselbe frühzeitig den Vater. Die Mutter schickte ihr Kind in die Schule, aber der kleine Louis konnte nicht zusehen, wie seine Mutter Noth litt, und ging, statt in die Schule zu einem Seiler, dem er um einen bescheidenen Taglohn das Rad drehte. Am Samstag Abends war er glücklich wie ein Crisus: er brachte drei Franken heim und legte sie heimlich in den Secretär, das einzige Möbel seiner Mutter. Als diese endlich den liebenswürdigen Streich kindlichen Edelannes entdeckte, strafe sie den achthjährigen Knaben mit Nachdruck ab; sie wollte lieber darben, als daß ihr Kind ohne Unterricht aufwachsen sollte. Leider starb diese Mutter bald. Der Waisenknabe lernte später das Vergolden auf Metall und wuchs so, an Sonntagen natürlich wie an Wochentagen seiner Arbeit obliegend, in der vielberühmten Metropole der Civilisation auf,

ohne an den Gnadenschätzen der Kirche Theil nehmen zu können, weil er in der Religion eben so gut, wie im Lesen und Schreiben, ohne Unterricht geblieben war. In Jngolstadt, so fügte es die Vorsehung, sollte eine siebenmonatliche Kriegsgefangenschaft dazu dienen, das Versäumte nach Kräften einzuholen. Der Unterricht wurde eifrig betrieben; Louis wünschte nichts Schnlicher, als vor der Rückkehr nach Frankreich noch zu den heiligen Sakramenten der Kirche befähigt zu werden. „Seyt oder nie!“ sagte er, „wenn ich wieder einmal in Paris bin, ich weiß es, dann wird nichts mehr daraus.“ —

Den 15. April kam der heißersehnte Tag. In der Kirche des Klosters Gnadenthal trat Louis früh Morgens an den Altar, in der einen Hand die mit Blumen schön verzierte brennende Kerze tragend, in der andern das Gebetbuch „manuel du soldat chretien,“ in welchem er die nothwendigen Gebete lesen gelernt hatte. Ich reichte ihm den heiligen Leib des Herrn, während der fromme Gesang der Klosterfrauen, wie der Gesang eines Engechores, durch die Hallen der Kirche tönte. — Glückliche Gefangenschaft, welche so zur gnadenvollen „Freiheit“ der Kinder Gottes geführt hat!

Es gibt oft harte Fügungen in dem armen, sturmbewegten Leben; aber alle Stürme treiben in den Hafen des Heiles, wenn wir uns nur damit bescheiden, das Steuerruder in Gottes Hand zu lassen. —

Eines Morgen, so fährt derselbe Geistliche fort, machte mich der Regimentsarzt, der eben seine Visite beendet hatte, auf einen Kranken aufmerksam, der an einem geschwürartigen Uebel am Halse litt. Die Eiterung schien abzunehmen, allein der Arzt erklärte, dieselbe dringe nach innen, es könne vielleicht bald ein rasches Ende nehmen. Ich fand einen schönen jungen Marinesoldaten mit großen, leuchtenden Augen. Er ahnte nichts von Gefahr. Um aber die Angelegenheiten seines Gewissens zu ordnen, war es nothwendig, ihn von dem Ernst seiner Lage in Kenntniß zu setzen. Ich sah ihn fest gefaßt; ohne eine Miene zu verziehen, hörte er, daß der Arzt nicht ohne Befürch-

zung sei; zugleich erkannte er wohl, was ich beabsichtige. „Wie gerne wollte ich beichten,“ sagte er, „aber, Herr Pfarrer, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie gebeichtet, noch nie communicirt. Wie fangen wir das an?“ — „Mein lieber Freund, Sie sind doch getauft? katholisch?“ — Er bejahte das und fuhr fort: „Ich bin auch in die Schule gegangen und in den Religionsunterricht, aber als meine Kameraden zur ersten Beichte gingen, war ich eben erkrankt. Und wieder eine Krankheit hinderte mich an der ersten heiligen Communion. Später kam ich in ein Geschäft, damit in keine Predigt, in keinen Gottesdienst; aber gebetet habe ich doch und durch Religionsbücher mich selbst in freien Stunden unterrichtet. Gerne wollte ich sterben, wenn ich nur so glücklich wäre, hier vor meinem Tode die heiligen Sakramente zu empfangen!“ — „Glücklicher Freund, ich sage Ihnen, der liebe Gott will durchaus Ihnen diese Freude machen. Bereiten Sie sich heute in aller Ruhe dazu vor, morgen komme ich wieder, und haben Sie dann mit meiner Hilfe die Beicht abgelegt, so reiche ich Ihnen hier auf dem Bette die erste heilige Communion.“ Ich gab dem Kranken noch eine Medaille der Mutter Gottes und ging.

Wie schön geschah alles am folgenden Morgen! Der Kranke betete rührende Erweckungen des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und Reue. Mit tiefster Andacht empfing er nach einander das heilige Sakrament der Buße, die erste — und letzte! — heilige Communion und die letzte Delung. Hierauf drückte er mir, innig dankend, lange die Hand und weinte vor Seligkeit. Wer aber kann sagen, ob der Kranke glücklicher war oder der Priester? —

Noch zwei Wochen hindurch war bei diesem Erstcommunicanten alles Gebet und heitere Ergebung in den Willen Gottes, bis er auf einmal, fast unbemerkt, ruhig eingeschlafen war. Dubois, so hieß er, hat hienieden seine Familie nicht wieder gesehen, doch er hinterließ ihnen den Trost des Herrn: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.“

Almosen geben armt nicht.

Von Br. Anton.

Die seltsamste Erscheinung in der christlichen Welt und im socialen Leben namentlich unserer Zeit ist die Massen-Armuth, die Verelendung ganzer Klassen und das Aufspießen eines unerhörten Reichthums Einzelner.

„Ist denn Gott ungerecht, daß er uns die Lebensmittel nicht gleich austheilen sollte, daß du in Ueberfluß leben solltest, während Andere in Armuth darben müssen.“

Dies Wort paßt namentlich für die heutige Gesellschaft.

Ist Gott etwa parteiisch, lieblos, unachtsam, ohnmächtig?

Nein, Gott ist der Vater Aller; Er sorgt für Alle. Er will zwar nicht Güter-Gemeinschaft, aber Austausch, auf Grund des Gebotes der Liebe.

Es ist ein großer Irrthum, eine unrichtige Meinung, daß Viele meinen, sie seien unumschränkte Herren des Irigen, so daß sie damit nach Belieben verfügen und thun dürfen, was ihnen gefällt, wenn sie es auch, wie gewisse alte Philosophen, in's Meer werfen wollten. Dem ist aber nicht so!

Sie sind wohl Herren darüber, aber nicht unumschränkte Herren; es ist dabei ein Vorbehalt, eine Beschränkung.

Dieselbe besteht in der Pflicht, das unter die Armen zu theilen, was nach dem standesgemäßen Unterhalte noch übrig bleibt. Dies ist ein großes, von Gott für die ganze Schöpfung aufgestelltes Gesetz.

Wenn vom Himmel überflüssiger Regen auf die ausgedorrte und trockene Erde fällt, so trinkt sie davon so viel, als genug ist, ihre natürliche Feuchtigkeit wieder herzustellen; und was darüber ist, läßt sie zu anderer Nutzen weiter fließen. Dasselbe beobachtet man bei den Blumen, am Getreide, an den Kräutern, wovon ein jedes die Nahrung, die es an der eigenen Erhaltung erübrigt, seinem Nachbar

überläßt. So, wenn die Wolken mit überflüssigen Dünsten beschwert sind, lösen sie sich sogleich auf; so, wenn die Luft von übermäßiger Hitze erglüht ist, gießt sie dieselbe aus. Jedes Geschöpf ermahnt uns in seiner Sprache, nicht zu behalten, was überflüssig ist.

Dasselbe Gesetz gilt auch für die menschliche Familie. Der hl. Augustinus sagt diesbezüglich ohne alle Beschränkung: „Was außer der Nahrung und vernünftiger Kleidung überbleibt, soll nicht auf überflüssige Dinge verwendet werden, sondern in den göttlichen Schatz durch Almosen hinterlegt werden. Thun wir das nicht, so greifen wir fremdes Gut an.“

So lehren alle großen Heiligen und Gottesgelehrten, namentlich auch der heilige Thomas von Aquin, der schön und treffend sagt: es seien zwei Wurzeln, aus denen die strenge Verpflichtung, Almosen zu geben, entspringt, jede so beschaffen, daß sie schon für sich selbst, ohne die andere, hinreichend verbinde. Die eine von Seiten des Armen, die andere von Seiten des Reichen. Von Seite der Armen die Noth, von Seiten der Reichen der Ueberfluß. Wo beim Armen die Noth sehr groß ist, dort ist Verpflichtung, wenn gleich beim Reichen kein Ueberfluß vorhanden ist. Wo Ueberfluß beim Reichen ist, dort ist Verpflichtung, wenn gleich die Noth beim Armen nicht sehr groß ist. Und wir dürfen uns darüber nicht wundern. Denn was für eine Anordnung wäre sonst die unseres Gottes gewesen, wenn er, während er bedacht war, die Lilien des Feldes so herrlich zu kleiden, die Tauben und Raben zu nähren, für jedes Würmchen zu sorgen, und zwar auch in den Fällen ihrer gewöhnlichen Noth, wenn er, sage ich, wenn er an die Armen allein nicht gedacht hätte? Ist er nicht gleichermaßen Vater von Allen? Wie kann also der nämliche Vater für seine Kinder so ungleich sorgen, daß das eine nicht so viel habe, seine nothwendigen Bedürfnisse zu stillen, das andere aber auch noch genug, in großem Ueberflusse zu schwelgen; das eine

nicht so viel habe, sich zu bedecken, das andere aber auch noch in großer Pracht zu glänzen?

Wer von euch erinnert sich nicht jenes reichen Mannes, der uns vom heiligen Lukas beschrieben wird? Er ward vom Himmel mit reichlicher Ernte gesegnet. Doch begann er die Nacht, wie es zu geschehen pflegt, anstatt ruhiger zu schlafen, sehr ängstlich bei sich nachzudenken: „Was werde ich thun, da ich für mein Getreide nicht genug Platz habe?“ Nun aber weiß ich, was zu thun ist. Ich werde meine Speicher erweitern: „Meine Speicher will ich abbrechen, und größere dafür bauen;“ und zu meiner Seele will ich sagen, daß sie fröhlich sei, denn für sie ist nun auf viele Jahre geforgt: „Seele, du hast sehr viele Güter auf sehr viele Jahre beisammen: ruhe aus, iß, trink und ergöze dich.“ Allein was geschah? Raum hatte er beschlossen, es so auszuführen, keineswegs aber ausgeführt, so hörte er vom Himmel eine schreckliche Stimme, die ihm zurief: O törichte Mensch! sind dieses die Entschlüsse, die du machst? du wirst es büßen. „Gott sprach zu ihm: Thor, heute Nacht wird man deine Seele von dir abfordern; und was du zusammengerafft hast, wem wird es zugehören?“ Was hatte sich denn dieser Mensch vorgenommen, das den Verdacht eines, wenigstens bedeutenden Verbrechen's erregte? Er sagte, er wolle zuerst seine Speicher abbrechen, und dann sie wieder aufbauen: „Ich will meine Speicher abbrechen, und dafür größere machen.“ Er sagte, er wolle sich dann Ruhe gönnen. „Ich werde zu meiner Seele sagen: ruhe aus.“ Ist nun das Ausruhen ein so schweres Vergehen? Wenn er gesagt hatte, er wolle Anderen ungerechte Prozesse an den Hals werfen, morden, rauben, oder Unzucht treiben, so würde es mir einleuchten: allein bis spät in den Tag hinein auf weichen Federn liegen, was ist das für ein großes Uebel? Er sagte, er wolle künftighin eine gute Tafel halten; „iß, trink, ergöze dich“: weiß man aber nicht, wie hart die

Leute thun, im Essen und Trinken eine Sünde zu finden, die schwer sei, obgleich es Vielen einen frühzeitigen Tod verursacht? Und wie wurde dessen ungeachtet dieser Arm-selige auf eine so schreckliche Art den Thoren, das heißt, den Verworfenen beigezählt? Bernehmet es aus dem Munde des Herrn selbst. Weil er in so großem Ueberflusse Alles für sich allein behalten wollte. Deshalb schloß der Herr seine Drohung mit folgenden Worten: „So ergeht es dem, der sich Schätze sammelt, und zwar reich ist, aber nicht vor Gott.“ O was für ein pestartiges Wort ist jenes „sich!“ Alles für sich aufhäufen wollen? o welche Unersättlichkeit! welche Begierlichkeit! welche Beschädigung der verlassenen Armen! Als Wasserleiter soll man sich benehmen, nicht als Wasser-schlund. So sieht man, daß selbst der reiche Prasser nicht als Blutschänder, nicht als Mörder, nicht als Meineidiger, nicht als Gotteslästerer in die Hölle verstoßen wurde; sondern nur, weil er, während er seinen Magen mit überflüssiger Speise anfüllte, dieselbe dem hungerigen Lazarus grausam versagte; oder, wenn er ihm gab, wie der heilige Augustin glaubte, ihm nicht genug gab. Denn es heißt nicht: „Lazarus wünschte von den Brotsamen zu essen, die von der Tafel des Reichen fielen,“ das war ihm etwa wohl gestattet; sondern: „sich zu sättigen;“ denn das war es, was ihm nicht gestattet ward. Und vielleicht, wenn das in unsern Tagen geschehen wäre, hätte der reiche Prasser noch irgend einen gutmüthigen Menschen gefunden, der ihn liebevoll entschuldigt und ihm gesagt hätte: Was für eine Noth hat dieser Arme, immer vor Guerer Thüre zu stehen? Gibt es denn in Jerusalem keine anderen wohlhabenden Leute, deren Wohlthätigkeit er sich ebenso empfehlen könnte? Er soll fortgehen; wenn er auch Geschwüre hat, so ist er nicht lahm, so daß er sich nicht bewegen könnte. Und doch ist der reiche Prasser in der Hölle drunten, und zwar nicht auf eine gewöhnliche Art dort drunten, sondern in einem sehr tiefen Abgrunde begraben, „Er ist in der Hölle begraben.“ Und warum? Ich

weiß nichts Anderes zu sagen, als: weil er Ueberfluß hatte, und nicht, wenigstens seinem Stande angemessenes, Almosen gab. Dieses ist also das Gesetz: wer Ueberfluß hat, der gebe. „Euer Ueberfluß ersetze ihre Armut,“ so trug der Apostel seinen Korinthern auf. Bemerket jedoch, daß „Armut“ zwar eine Art von Noth; da Einer arm sein, das heißt, Mangel haben kann, ohne daß er schon deswegen ein Bettler ist. Wenn daher die Verpflichtung, Almosen zu geben, sich bloß auf die Fälle sehr drückender Noth beschränkte, so fände sie selten statt; auch würde die heilige Schrift nicht so voll von Klagen und Drohungen gegen die Reichen sein, wenn diese ihre Pflicht zu erfüllen so selten ermangelten. Kann man eine gewöhnlichere Noth finden, als die, worin sich die täglichen Gassenbettler befinden? Doch höret die schreckliche Drohung des Herrn bei Sirach: „Gib dem Bittenden keine Gelegenheit, dir Böses nachzuwünschen; denn wenn dir Jemand in seiner Erbitterung Böses nachwünscht, so dürfte sein Wunsch erhört werden.“ Daher geht die stärkste, oder wenigstens die häufigste Verpflichtung Almosen zu geben, nicht aus der Wurzel der Noth hervor, die im Armen, sondern aus der Wurzel des Ueberflusses, die im Reichen ist.

Also vom Ueberflüssigen soll man geben. Aber Wem bleibt denn etwas übrig, heute, wo Jeder hoch hinaus will?

Wer Bauer ist, will Herr werden, wer Arbeiter ist Kapitalist und dieser Millionär.

Wohl soll jeder nach Besserung seines Standes streben; aber wie?

Rücket vor an Wissenschaft, an Frömmigkeit an Reinigkeit, an christlicher Liebe; sodann werdet ihr zum wahren Ruhme gelangen. Glaubet ihr je, berühmt zu werden, wenn ihr glänzendere Kleidung traget als Andere eueresgleichen, wenn ihr Pferde, wenn ihr Hunde nähret, oder wenn ihr den Vorhof eures Hauses in ein Paradies verwandelt? Gerade das Gegentheil: das könnte eher die Schmach eines Menschen verewigen. Denn Alle, die jezen so übertriebenen Aufwand auf was immer

für Gegenständen erblicken, was werden sie sagen? Sie werden vom Ehrgeiz ihres Urhebers sprechen, von den Diebereien, von der Raubsucht, von der Hartherzigkeit gegen die Armen. Und so wird es euch ergehen, wie Jenen, die, begierig, ihren Namen unsterblich zu machen, den hohen, babylonischen Thurm aufführten, und unter einander sagten: „Kommet, laßt uns unsern Namen verewigen;“ und dort, wo sie für sich Ruhm erwarteten, Schande davotrugen. Wollet ihr sicheren, festen, dauerhaften Ruhm? Gebet Almosen. Die Wohlthätigkeit gegen die Armen ist die Tugend, welcher ewiger Ruhm verheißen ist: „Die ganze Gemeinde der Heiligen wird von seinen Almosen sprechen.“ Um was immer für andere Vorzüge anzupreisen, wird es selten geschehen, daß ein ganzes Volk, daß „die ganze Gemeinde“ übereinstimmte. Was Einer Gerechtigkeit nennt, das nennt ein Anderer Strenge; was Einer Bescheidenheit nennt, das nennt ein Anderer Schlaueit; was Einer Geduld nennt, das nennt ein Anderer Schwäche u. s. w. Bei der Wohlthätigkeit aber verlangt Niemand einen Streit zu erheben, denn diese Tugend ist Allen zu nützlich, zu angenehm, zu bewährt. Und somit heißt es nicht von seiner Gerechtigkeit, nein, nicht von seiner Bescheidenheit, nicht von seiner Geduld; was denn? „von seinen Almosen wird die ganze Gemeinde der Heiligen sprechen.“ Und wenn ihr, mit dem Ruhme nicht zufrieden, auch die Einkünfte eures Hauses sicher stellen, sie vergrößern und bis zum Ueberfluß vermehren wolle, so spendet sie für Gott in reichem Maße. Ihr saget, daß ihr nicht Almosen gebet, weil ihr kein Geld habet. Und ich sage, daß ihr kein Geld habet, weil ihr nicht Almosen gebet. „Wer gerne dem Armen gibt, der wird keinen Mangel leiden.“ Warum aber heißt es bloß: „er wird keinen Mangel leiden?“ Ja, das ist noch zu wenig gesagt. Denn, wer Almosen gibt, wird nicht nur nicht dürftig werden, wie ein Brunnen, der durch das Geben nichts verliert, sondern durch eben dieses Verarmen

wird er reich werden. Höret daher, was derselbe Weise an einem andern Orte spricht: „Ehret den Herrn von deinem Vermögen;“ und dann, was wird geschehen? „Dann werden deine Speicher vom Ueberflusse schwellen, und deine Kelter vom Weine überfließen.“ Nun, o Reiche, o Eigennützig, o Unerfüllte, wo seid ihr? Warum wollet ihr ferne von eurer Heimath herumwandern, um stets neues Geld zusammenzuhäufen? warum so viele Thäler durchziehen? warum in so vielen Meeren herumirren? Höret, ich will euch einen leichteren Weg zeigen, um zu euerem Zwecke zu gelangen. Kehret eure Schiffe dem Lande zu, und vertrauet euer Leben nicht ferner einem gebrechlichen Fahrzeuge an. Wollet ihr mehr als angefüllte Scheuern, mehr als überfließende Kelter haben? Und wie kommt man dazu? Ehret Gott täglich mit euren Almosen; „ehret den Herrn von deinem Ver-

mögen;“ und ihr werdet sehen, wie dann selbst ein gewöhnlicher Fleiß hinreichen wird, euch glücklich zu machen. „Dann werden deine Speicher vom Ueberflusse schwellen, und deine Kelter vom Weine überfließen.“ Was saget ihr zu diesen Worten, die so klar sind? Glaubt ihr vielleicht, sie seien nicht von Gott? Dieses wäre Kezerei, denn sie stehen in den Denksprüchen aufgezeichnet. Und wenn sie von Gott sind, woran zweifelt ihr? Daß er sie nicht erfüllen könne? Das hieße ihn als einen Zahlungsunfähigen behandeln. Versucht einmal, versucht, ob er getreu ist, oder nicht. „Prüfet mich darüber“, sagte der Herr ein anderes Mal durch Malachias bei einer ähnlichen Veranlassung, „prüfet mich darüber, ob ich euch nicht die Schleusen des Himmels öffne, und Segen über euch ausgieße;“ bis zu welchem Grade? „bis zum Ueberflusse!“

Das Brod der Engel.

Christus sprach einst zu den versammelten Volksmassen: „Ich bin das Brod des Lebens . . . Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage“ Wunderbare Verheißung! Gestützt auf dieselbe sind wir Katholiken so glücklich, unsern Gott und Heiland wahrhaft und wesentlich in uns aufzunehmen, damit er uns mehr und mehr in sich umgestalte und befähige, demaleinst in hohem Grade theilzunehmen an den ewigen Freuden des Himmels. „Die eucharistische Speise“, sagt ein hervorragender Theologe, „ist der B r o g e s c h m a c k und das Unterpand jener heraufschendenden Fülle des göttlichen Lebens, mit der wir dort auf ewig gesättigt zu werden hoffen. — Auf ähnliche Weise feiern wir hier auf Erden die geheimnißvoll verschleierte L i e b e s g e m e i n s c h a f t mit dem menschengewordenen Worte. Noch sind wir nicht im Stande, uns in unverhüllter Anschauung und seliger

Liebe in den Schooß des dreifaltigen Gottes zu versenken. Erst wenn Gott in dem Lichte der Glorie in uns eingeht und in dem Strome seines unendlich machtvollen innergöttlichen Lebens uns fortreißt und hineinträgt in das Meer seines göttlichen Wissens, erst dann gehen auch wir ein in die Freude unseres Gottes. Aber diese persönliche Liebesgemeinschaft des Himmels hat ihr Vorbild und ihre Grundlegung in der heiligen Kommunion. Da wird das Band bräutlicher Liebe und Freundschaft zwischen uns und unserem Erlöser geschlungen. Da senkt sich das Wort, das ewiglich im Schooß des Vaters ruht und mit dem Vater den Heiligen Geist, die selige Liebe ihres Herzens aushaucht, persönlich hinab in den Strom des armen Menschenlebens, verborgen freilich unter der eucharistischen Gestalt des geheimnißvollen „Fleisches“. Aber er kommt in diesem Sakrament grenzenloser, hingebender Liebe, um jedes Glied seines mystischen Leibes

mit dem Gnadenstrom der Liebe zu durchbringen. Er kommt, um die bräutlich erhobene Seele in lebendiger Umarmung zu erfassen und immer inniger mit sich zu vereinen — bis er endlich selbst sie hineinträgt in das Wonne Meer des göttlichen Lebens.“

So begreift sich, wenn Konvertiten, die vom Protestantismus zur alten Kirche zurückkehrten, sich übergücklich fühlten im Genuß des katholischen Abendmahls. Einer derselben, Johann Daniel Stubb, ein Norwege, welcher nach seiner Konversion in den Barnabitenorden, eintrat, schreibt in Bezug auf das heiligste Sakrament des Altars: „Gott sei Dank, bei meinem Uebergang zur katholischen Kirche hatte ich die reine und erhabene Absicht, Gottes Gnadenruf zu folgen und meine Seele zu retten; kein irdisches Ziel hatte ich mir vorgesezt, noch hatte mein Umgang mit Ausländern oder Wohlwollen gegen sie, noch die Hoffnung der Zukunft mich zu diesem Schritte gelockt. Ich sah es wahrscheinlich voraus, daß ich mich durch denselben vom Konsulatamt in Genua ausschließen würde, welches ich mit der Zeit zu erhoffen hatte, wenn ich Protestant geblieben wäre; ich wußte ja auch sehr wohl, daß es unleugbar bequemer und komfortabler sei, als Protestant zu leben, denn als Katholik. Gewiß hätte ich auch meine edle Mutter dadurch nicht betrüben wollen, wenn ich nicht vor Allem an Gott, an Jesus Christus, an das Evangelium gedacht hätte.

„Für das Zeitliche, das ich aufgab, fand ich Erstattung in meinem Gewissen und in den Gnadenmitteln der Religion; ich war ruhig und zufrieden; bei den Sakramenten war ich voll des Glaubens und Vertrauens auf Gott. Niemals werde ich die geistliche Wonne vermissen, die der Herr mir schenkte, nachdem ich zum ersten Mal meine Sünden gebeichtet, die Absolution erhalten und das Abendmahl genommen hatte. Mein Herr in mir, ich in meinem Herrn. Das war ein Tag himmlischer Festlichkeit! und nach diesem kamen andere ähnliche festliche Tage für meine Seele. Ich habe für Vieles, für unendlich Vieles Gott zu danken. Kannst Du, mein Leser, mir dazu helfen? Alle Engel und Auserwählten Gottes

im Himmel mögen den Herrn mehr preisen, als ich auf Erden vermag.“

Ähnlich ein Konvertit aus dem Judenthum, der Pianist Hermann Cohen. Derselbe schreibt: „Endlich ward ich zugelassen zu diesem himmlischen Mahle und schöpfte da eine Stärke, wie ich eine solche mir selbst gegenüber noch nicht kannte. Dieses göttliche Fleisch bildete mich in einen neuen Menschen um; dieses Zaubermittel schützte mich gegen die Angriffe einer verführerischen Welt; dieser Schatz zog mich ab von Allem, was mich früher gefesselt hielt. Ein immer glühender Durst trieb mich zu dieser Quelle des lebendigen Wassers, und gleich einem hungernden Bettler fühlte ich ein Verlangen nach diesem Getreide der Auserwählten.“

Diese Bemerkungen mögen für heute genügen. Doch will ich es mir nicht versagen, den poetischen Erguß hier beizufügen, zu welchem der Empfang des katholischen Abendmahls eine andere Konvertitin, die Dichterin Luise Henfel, begeisterte:

„Wie war ich sonst so trübe,
Wie ist mir nun so wohl!
Wie ist das Herz mir voll
Von Lieb' und Lieb' und Liebe;
Ach Gott, wie ist mir wohl.

Ich habe ja genossen
Vom süßen Liebesmahl,
Da ist ein Himmelsstrahl
Mir in das Herz gelassen;
O selig Abendmahl.

Mich zog ein trübes Sehnen
Von dieser Erde fort,
Da klang ein heilig Wort;
Ich weinte fromme Thränen,
Da küßte mich mein Hort.

Un. was ich da gesungen
Und wie mir da gesch'ch'n
Was ich im Geist gesch'n,
Welch' Lieb' mich da umklungen,
Kann nicht geschrieben steh'n.“

Der heil. Ephräm sagt: Maria ist gnädigen, die sie anflehen; zu ihrem erzürnten Sohne spricht sie süße Worte, und dieser, davon gerührt, wird besänftigt. — Mit welchem Vertrauen sollen wir uns daher an Maria wenden, wenn die Sünde uns bestiegt, die Leidenschaft uns überwunden und eine böse Gewohnheit zum Falle uns gebracht hat!

Die Naturwunder Arizona's.

Von Dr. Gustav Brühl. (Cincinnati.)

I.

Die große Schlucht des Colorado.



Die Europa durch reiche, zierliche Gliederung und eine Kultur von Jahrtausenden sich auszeichnet, so die neue Welt durch Großartigkeit der Natur und Raumverhältnisse wie durch unerschöpfliche Schätze. Kann sie sich doch majestätischer Seen, Ströme und Katarakte, gewaltiger Feuer- und Wasserspeier, langgestreckter, hoher Gebirgszüge, ausgedehnter Steppen und tiefer Schluchten, sowie großen Reichthums an riesigen Pflanzenformen und edlen Metallen rühmen.

Wie die Natur, so zeigen auch die Bauwerke ihrer Urbevölkerung, die meist in Trümmern liegen, einen eigenartigen Charakter. Aber die modernen Städte, obwohl sie kein fertiges, abgeschlossenes Bild bieten, bekunden durch ihr fabelhaftes Emporblühen, daß der Fortschritt, welcher die ganze Welt durchweht, in ihr einen besonders furchtbaren Boden gefunden.

Oft habe ich auf meinen Reisen amerikanische Touristen getroffen, welche die Wunder und Sehenswürdigkeiten der Alten Welt besucht, ja, den ganzen Erdball umkreist hatten, aber die Geheimnisse und Schönheiten ihres Vaterlandes nicht kannten, ungeachtet es die Natur mit verschwenderischer Freigebigkeit und großartigen Raumverhältnissen ausgestattet hat. Die Pyramiden des Nillandes und die Burgen auf den Uferbergen des Rheines hatten sie bewundert, aber die Trümmerstädte und Pyramiden Mittel- und Süd-Amerika's und die Klippenhäuser der südwestlichen Territorien nie eines Besuches gewürdigt; sie hatten die Gletscher der Schweiz und Norwegens angestaunt, aber sie wußten nicht, daß Alaska sie großartiger bietet, hatten im Glanze der Mitnachtssonne am Nordkap geschwelgt, aber keine Ahnung von der überirdischen Gluth, mit der die sinkende Sonne die Kämme und Kup-

pen Arizona's umhaucht. Von der Großen Schlucht des Colorado hatten sie kaum gehört.

Das ist um so auffallender, da sie von der atlantisch-pacifischen Eisenbahn so leicht zu erreichen ist. Einmal von Beach Springs aus durch die Diamond Creek-Schlucht, durch welche Lieutenant Ives während seiner Forschungsreise hinabstieg, oder von Flagstaff auf bequemem Wege, der durch wechselreiche Landschaft bis zum Ziele hinführt. Nach elfstündiger Fahrt langt man in einem weißschimmernden Zeltborse nahe dem Rande der Schlucht an, früh genug, um sie im Glanze der untergehenden Sonne zu bewundern. Welche Ueberraschung erwartet uns! Ein Panorama, so prächtig, so formen- und farbenreich, daß es die hochgespanntesten Erwartungen übersteigt. Es ist eines der wenigen Naturwunder, das selbst den Vielgereisten nicht enttäuscht. Kein Pinsel kann es auf die Leinwand zaubern, kein Wort den überwältigenden Eindruck wiedergeben, den das ungeahnte Schauspiel hervorruft. Ein Ruf des Staunens und Entzückens entfährt Aller Munde. Eine Riesenklamm, in welche unzählige Schluchten, selbst groß und gewaltig, einmünden, entrollt sich vor unseren Blicken, eine märchenhafte Bergwelt mit einem Wirrsal von Burgen und Thürmen, von Pyramiden, Kuppen und gähnenden Abgründen, die in den mannigfaltigsten Tinten schillern. Unten in der dämmernden Tiefe blinkt der Strom wie ein schmales Silberband, bald ruhig und spiegelglatt dahingleitend, bald von leichten Schaumkämmen gekräuselt. Ueber das farbenreiche Bild spannt sich das blaue Himmelsgewölbe, ein langer goldener Streif, mit lichten, dunklen Wölkchen besetzt, zieht sich über die in duftige Schleier gehüllten Berge, hinter denen das müde Tagesgestirn allmählich verglüht, den fernem Schimmo-Mtar und die langgestreckten Kämme der Scholliß mit purpurnem Schimmer umhauchend. Immer dichter lagern sich die Schatten auf Mesa und Thal, und

sprachlos ob dem Niegesehenen lenken wir unsern Schritt zwischen Bäumen und Büschen unsern Zelten zu.

Welche Titanenkräfte waren es, die diese Riesengebilde geschaffen? Hat auch der wilde, an die 300 Fuß breite Strom, der oft mit einer Schnelligkeit von 15 Meilen in der Stunde dahineilt, von seinen Nebenflüssen und atmosphärischen Einwirkungen unterstützt, durch langsame Erosion den Haupttheil der Herkularbeit verrichtet und bei der verschiedenen Härte und Natur des Gesteins die mannichfaltigen Formen ausgemeißelt, so scheinen doch plutonische Kräfte, deren Spuren sich noch in den ausgebrannten Vulkanen der Hochebene finden, den Grund gelegt zu haben.

Obwohl jeder Vorsprung der Mesa eine herrliche Aussicht gewährt, so läßt sich doch die Riesenschlucht von Point Moran, der seinen Namen zu Ehren des berühmten Malers westlicher Szenerien trägt, stromauf- und abwärts am weitesten verfolgen. In ungleichen Zwischenräumen treten hier die schroffen Ranten der Mesa weit vor, tiefe mit Nadelholz bewachsene Einbuchtungen umschließend. In Folge der außerordentlichen Klarheit der Luft erkennt man deutlich an der gegenüberliegenden Wand der Hauptschlucht fünf abgegrenzte Terrassen, die sich durch ihre eingesurchten Vorsprünge, ihren braungrünen Abhang und ihre dom-ähnlichen Formen von einander unterscheiden und mit der baumbekrönten Mesa abschließen, die sich am Fuße ferner, langgestreckter Gebirgsrücken verliert. Die Ranten und Spitzen der phantastischen Felsgestalten werfen wunderliche Schatten auf das Landschaftsbild, das sich beim Höhersteigen der Sonne stetig ändert, in der einzelne Gebilde zurück-, andere schäfer hervortreten. Dunkle Gewitterwolken drohen am Himmel. Plötzlich grollen laute Donnerschläge, und wie durch Zauber hüllt sich das Thal in dichte Nebelschleier, während seitlich noch helle Lichtstreifen glänzen. Dichter und dichter bewölkt sich das Himmelsgewölbe, dichter und höher steigen die Nebel im Thale, bis es einem von Felsufeln umrahmten Alpensee ähnelt.

Für den Archäologen hat Point Moran noch

ein besonderes Interesse. An einer weit vorspringenden Kante ragen zwei hohe Felsaulen empor, deren breiteste mit der Mesa durch einen engen Sattel verbunden ist. Nur mit Lebensgefahr kann man über diesen am schauerlichen Abgrund vorbei zwischen mächtigen Steinblöcken zum abgestumpften Gipfel hinaufklettern, dessen ganze Oberfläche mit den Trümmern einer alten Feste bedeckt ist. Nach den erhaltenen Grundmauern, die in Lehmörtel gelegt sind, zu schließen, umfaßte sie im Erdgeschosse sechs größere und kleinere Räumlichkeiten. In der der Mesa zugekehrten Mauer erkennt man noch deutlich die Schießscharten, die den äußerst schwierigen Zugang beherrschten. Die einzige schmale Thüröffnung wurde durch einen Steinblock von ziemlich regelmäßiger viereckiger Gestalt, der noch in der Nähe liegt, geschlossen. Topfscherben und Pfeilspitzen, die man sonst häufig in verlassenem Klippenhäusern trifft, ließen sich trotz eifrigen Suchens nicht entdecken. Ebenso wenig eine Zisterne. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß die Inselfeste nur als zeitweiliger Zufluchtsort bei drohender Gefahr diente. Eine dauernde Belagerung war indianischer Taktik fremd. Gelang eine unvorbereitete Ueberrumpelung nicht, so zogen die Angreifer ab, schon aus dem Grunde, weil sie nur einen geringen Vorrath von Lebensmitteln mitführen konnten. Für die kurze Dauer eines solchen Ueberfalls genügte der Wasserbedarf, der sich in irdenen Behältern aufbewahren ließ. Daß keine Spuren derselben zurückgeblieben sind, findet leicht seine Erklärung darin, daß umherschweifende Navajos oder eifrige Meliquienjäger sie mitgenommen haben.

Uebrigens sind dies nicht die einzigen Ruinen, die sich am Colorado finden. Major Powell, der im Jahre 1869 die haarsträubende Fahrt von Green River City bis zur Mündung des Rio Virgin stromabwärts unternahm, berichtet von mehreren anderen Trümmerstätten. Am zahlreichsten freilich trifft man sie an seinen mehr zugänglichen Nebenströmen, dem San Juan, Colorado chico und Gila, theils als Klippen- und Höhlenwohnungen in den Felswänden der Schluchten oder als zerfallene Pueblos in den Thälern und Ebenen. Ihre

Gaugigkeit bezeugt, welche zahlreiche Bevölkerung jenes Gebiet vor Jahrhunderten geborgen.

Wer die Wunder der Thalschlucht von der Hochebene aus betrachtet hat, den zieht es mächtig in die düstere Tiefe, um deren Geheimnisse zu ergründen. Hance, der Erbauer des steilabstüffigen Zickzackpfades, der durch eine Seitenschlucht zum Flusse hinabführt, dient bereitwillig als Führer und Proviantmeister. Bei seinem Bretterhause dicht am Saume der Mesa beginnt der mühevolle Niederstieg. Ueber lockeren Grund und Steingeröll, über vorgeschobene Felsbänke und umgestürzte Baumstämme klettert und gleitet man nieder, oft Gefsträuche und Faden als Halt benutzend, um den Absturz in die drohende Tiefe zu vermeiden. Je weiter man abwärts klimmt, desto schärfer treten die Felsgebilde hervor. Fast mit jedem Schritte wechseln die Umrisse, und neue Gestalten und Farben scheinen aus dem Boden zu steigen. Während man sich an einer lichtblauen Kalksteinwand vorbeiwindet, sieht man sich plötzlich vor einem hochanstrebenden Felswall, der sich quer über den Weg hinzieht, aber bei einer Biegung nach links gewahrt man mit Freuden, daß die Sohle der Seitenschlucht bald erreicht ist. Auf nieder abschüssigem aber nicht weniger rauhem Pfade klettert man, am Fuß einer steilen Felswand entlang, durch üppiges Gebüsch allmählich nieder, bis man endlich ermüdet Hance's niedere Steinhütte erreicht. Es ist ein idyllisches Heim, zudem nur der Fuß des Waghalsigen dringt. Nur das Murmeln der nahen Quelle unterbricht die feierliche Stille. Gefrönt von hohen Kuppen und schlanken Minarets, streben die zerklüfteten Felswände kühn empor. Seltsam sieht ihr mattes Roth gegen das lebhaft Grün der Sträucher und Federn ab, die der gewaltigen Böschung entsprossen. Im Schatten stolzer Cottonwoodbäume nimmt man ein frugales Mahl ein. Denn Raft und Stärkung ist nothig, ist doch kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Zur Würze des Mahles erzählt der redselige Führer seine Lebensgeschichte. Im Jahre 1850 in Tennessee geboren, wanderte er schon als Knabe nach Missouri, diente später

unter General Custer als Rundschafter und siedelte sich später in Arizona an. Vor neun Jahren ließ er sich in der Schlucht nieder, um nach Erzen zu schürfen. Ein halbhundert Gänge von reichhaltigen Kupferzinn-erzen und Edelmetallen will er entdeckt haben. Augenblicklich lohnt sich der Betrieb in Folge der theueren Transportkosten nicht. Aber wenn der geplante Schienenweg nach Utah vollendet ist, gedenkt er die Gruben zu erschließen. Mit den Navajos, die oft in der Nähe schleichen, steht er auf gespanntem Fuße, doch belästigen sie ihn nicht, weil sie seine nie fehlende Kugel fürchten. Im Sommer, wenn er den Reisenden seine Dienste widmet, wohnt er auf der lustigen Höhe, im Winter zieht er in sein Steinhäus zurück, weil dort ein mildes, gleichmäßiges Klima herrscht.

Von der Steinhütte schlängelt sich der Fußpfad durch die erweiterte Schlucht, die eine bunte Blumenwelt und zierliche Hornfrösche und Eidechsen beleben, am Saume eines klaren Ninnfals entlang, das zwischen braunen Sandsteinschroffen abwärts hüpfst. Bald nachdem man den sogenannten „Tempel des Seth“, eine schräg abfallende Klippe, in welche die Elemente eine Nische gegraben, passiert hat, wird die Schlucht unheimlich und düster und eng. Scharfe Felsvorsprünge müssen überklettert werden. Schwarze Granitmassen, von rothen und weißen Adern durchzogen, thürmen sich himmelan, vorne gähnen jähe Abstürze, an denen man mittelst Strickleitern hinabsteigen muß.

Immer launischer wendet sich der Weg in scharfen Biegungen. Kaum findet der Fuß einen Halt in den Felszacken, die eine seitlich niederrauschende Kaskade neigt. Endlich nach einem letzten angestrengten Klettern erblickt man das ersehnte Ziel. Mit schwindelerregender Eile stürzt der unbändige Strom in Strudeln und Wirbeln durch starre Granitwälle hin, die er mit seinen brandenden Wellen peitscht, als sei er erbozt über den Widerstand, den sie ihm bereiten. Einen seltsamen Gegensatz zu seinem grimmigen Toben bildet die feierliche Ruhe des Felsenlabyrinths, durch welches er sich eine Straße etroyt hat. Ist dieser wilde

ungefützte Gefelle, der noch in einer Höhe von 30 Fuß über dem Wasserspiegel Spuren seines Anschwellens zurüchläßt, das friedliche, unscheinliche Bächlein, das wir vom Saume der Mesa erblickten? Umgekehrt, sind jene Zwerge auf der schwindelnden Höhe die majestätischen Felsen, welche den Rand des Tafellandes krönen? Senkrecht scheinen die Wände der Schlucht emporzusteigen, obwohl ihre obern Ränder 10 bis 12 Meilen von einander entfernt sind. Wie tief muß der Wasserspiegel unter jenen Höhen liegen, um solche optische Täuschung zu erzeugen? Das Aneroid sagt 6600 Fuß.

Wie mühevoll auch der Abstieg ist, so gewährt er doch einen doppelten Vortheil, dem Naturfreund einen wundervollen Wechsel der Scenerie, dem Geologen gibt er Kunde über Natur und Reihenfolge der Gesteinslager, welche das Formen- und Farbenspiel bebingen. Auf das mächtige Lager von schwarzem Granit folgen die Sand- und Kalksteinbildungen von unterschiedlicher Dichtigkeit und Farbe, je nachdem sie verschiedenen Epochen angehören. Den Abschluß bildet kieshaltiger Kalkstein, der wie der Granit in Thürmen- und Säulenformen verwittert, während die Wasser- und Wetterkräfte die weichen Gesehie der beiden anderen Formationen aushöhlen und die härteren in wagrechten Schichten stehen lassen. Die lichten Strahlen der Sonne und das anmuthige Pflanzengrün am Ufer und an den Abhängen mehren und heben den Farbenschmelz.

Doch langer Aufenthalt ist nicht gegönnt. Vor einbrechender Dunkelheit muß man die

Steinhütte erreichen, um in dem dumpfen Zwerghau zu übernachten. Von dort klimmt man beim Leuchten des Frühroths den steilen Abhang wieder hinan. Aber wie höchlich man sich auch noch einmal am Gaukelspiel der dunkeln Schatten, am magischen Wiederglanz der besonnten Gesteinsflächen, am Formenreichtum der phantastischen Felsgebilde ergötzt, so freudig begrüßt man das Sommerheim des gefälligen Führers, das Ende der müheseligen Fahrt. Doch unergötzlich bleibt das reizende Bild wildmalerischer Schönheit, unergötzlich, weil unergleichbar.

Reisende, die das „Große Cannon des Colorado“ nie gesehen, oder das Heitere und Freundliche dem Erhabenen und Großartigen vorziehen, erkennen dem „Großen Cannon des Yellow Stone Parks“ die Palme zu. Wohl schillern seine zerklüfteten Wände in heiterer Farbenpracht, wohl künden die kleinen Geiser an den Uferbänken des smaragdgrünen Flusses noch die rührige Thätigkeit unterirdischer Mächte, wohl beleben die beiden Wasserfälle in ihrer Felsen- und Waldumrahmung das prächtige Landschaftsbild, aber ihm mangelt der märchenhafte Formenreichtum und die majestätische Größe der Felsengebilde, die schwindelnde Höhe der Thälwände, der überwältigende Eindruck colossaler Raumberhältnisse. Es ist ein lachender Zwerg neben einem ernstern, stattlichen Riesen. Was den Yellow Stone Park auszeichnet, ist nicht die Schlucht, sondern seine großartigen Geiser, die die größten in Island an Umfang und Höhe des Wasserstrahls um das Doppelte und Dreifache übertreffen.

Groß ist die Macht des Wortes. Auf das einzige Wort eines Königs stürzen ganze Kriegsheere in den Tod. Durch die Mannigfaltigkeit der Stimme des Redners werden auch die Gemüther der Zuhörer verschieden gestimmt. Durch den einzigen Befehl des Moses vertrocknen Meere, erweichen Felsen. Auf Josuas Geheiß bleibt das schnelle Sonnenrad augenblicklich stehen. Wie Elias seinen Mund auf- oder zumacht, öffnet sich der Himmel und schließt sich. Durch des Priesters Wort wird

die Gnade, ja Gott selbst vom Himmel auf die Erde herabgezogen. Doch wenn Maria ihre Stimme erhebt, wenn ihr Wort für uns spricht, dann wird der Unüberwindliche überwunden, dann wird der Uebersiegbare besiegt. Maria ist das kräftigste Fürwort bei Gott; ihre Stimme wird stets gehört, ihre Bitte wird nie abgeschlagen; ihr Flehen wird immer erfüllt und ihre Fürsprache findet allzeit Erhörung. Daher läßt uns die heilige Kirche im Salve Regina rufen: Du bist unsre Fürsprecherin bei Gott!

Der Rosenkranz-Ritter.

Ansgar Albing.

Ich weiß ein Kleinod, das bezeuget
Dem Ritter, der es offen trägt,
Daß ihm das Herz der Vielgeliebten
In treuer Gegenliebe schlägt.
Ein Kleinod ist's, das Muth ihm leihet
Und ihn vor aller Fährniß feiet.

Es mahnt ihn an die edle Fürstin,
Die Huld und Gnade ihm bewahrt ;
Es ist sein Talisman im Streite,
Sein Augentrost auf weiter Fahrt.
Er braucht nur auf ihr Pfand zu schauen
Und wunderbar wächst sein Vertrauen.

Das Kleinod ist ein zierlich Kettlein
Von Rosen weiß und roth und gold,
Der Ritter führt's am Wehrgehänge,
So hat die Herrin es gewollt ;
Denn seinen Feinden soll es sagen,
Für wen er will die Waffen tragen.

Frühmorgen, wenn er sich vom Lager
Zu neuem Kampf erheben muß,
Begrüßen lächelnd seine Lippen
Das Kleinod mit dem Liebesfuß :
Er denkt an sie, die's ihm gegeben,
Und weihet ihr Leib und Gut und Leben.

Am Mittag, wo des Tages Hitze
Wie Blei auf dessen Gliedern liegt,
Wenn Hoß und Reiter schier erlahmen,
Wenn jeder Labequell versiegt,
Ja, wenn's ihm hart scheint, ihr zu dienen,
Da trösten ihn die Blutrinen.

Die weißen Rosen aber glänzen
Wenn Freude seine Brust belebt :
Denn auch das Glück mit ihr zu theilen,
Ist's ja, wofür er ringt und strebt.
Triumph und Sieg der Frau gebühret,
Für die er seine Klinge führet.

Und wenn sich in den gülden Perlen
Der Strahl der Abendsonne malt,
Dann denkt er an den Lohn den Minne,
Den ihm die holde Herrin zahlt.
Er nimmt sein Kleinod in die Hände
Und freut sich auf des Krieges Ende.

Doch winkt noch nicht der Tag der Ruhe :
Die Wahlstatt folgt der kurzen Rast ;
Der Erbfeind droht ; darum auf's neue
Die Kreuzstandarte frisch gefast !
Zu's Feld! Zum Kampf! Die Schlacht beginne:
„Sie uns're milde Königinne !“

Das Blachfeld dampfet und erbebet
Vom Schlachtruf und der Rosse Tritt,
Die Schilde und die Schwerter klingen,
Und Jubel reißt die Schaaren mit,
Denn sich : die grimmen Feinde weichen
Vor des Marienritters Streichen !

Er hält das Kleinod in die Höhe :
Wie glitzert es im Sonnenschein !
Der Talisman hat Wunderkräfte,
Die Feinde rennen querselbein ;
Viel Hundert schon erschlagen liegen,
Die stolz geprahlt mit ihren Siegen.

Und als im Lager froh sich sammelt
Das glaubensstarke Kreuzesheer,
Da wird ein Siegesmahl gefeiert
Und ruhen dürfen Schwert und Speer.
Die Fürstin krönt im Festesglanze
Den Rittersmann vom Rosenkranze.

Maria ist die Mutter Aller.

August Nicolass.

Es ist eine bewundernswürdige Eigenthümlichkeit des Mariencultus, zu allen Ständen und Verhältnissen des menschlichen Lebens zu passen. Während er das allgemeinste und geeignetste Mittel ist, auf die Massen heilsam einzuwirken, läßt er sich doch zu gleicher Zeit vertheilen und findet bei allen Klassen und Ständen, aus denen die Massen bestehen, eine so vollständige Anwendung, daß man meinen sollte, er sei nur für jede einzelne dieser Klassen bestimmt worden. Er ist der gemeinsame Cultus für alle Stände, und zugleich der besondere Cultus für jeden einzelnen. Durch ihn wird das Christenthum die Angelegenheit Einzelner und Weniger, ohne aufzuhören die Sache Vieler und Aller insgesammt zu sein. Er erfasset jede Persönlichkeit bei derjenigen Eigenthümlichkeit, durch welche sie sich von allen anderen unterscheidet oder auszeichnet; und er vereinigt sie mit dem ganzen Körper, ohne sie in denselben verschwinden zu lassen. Er hat ganz den Charakter und die Rolle der Mutter in der Familie. O ein bewundernswürdiger Charakter! Wie sehr rechtfertigt er nicht den Mariencultus durch dessen wahrhaft christlichen und im höchsten Grade religiösen Dienst, — durch den Dienst nämlich, ebenso alle Glieder mit dem Haupte zu verbinden, wie das Haupt den ganzen Körper mit Gott verbindet.

So ist denn der Mariencultus der besondere Cultus für das Weib und der besondere Cultus für den Mann, — der besondere Cultus für die Kindheit und der besondere Cultus für die Jugend, wie auch für das reifere Alter und für das Greisenalter, — der besondere Cultus für den Einfältigen und Unwissenden und der besondere Cultus für den Gebildeten und Gelehrten, — der besondere Cultus für den Gerechten und der besondere Cultus für den Sünder, — der besondere Cultus für den, der in einem Orden lebt, und der besondere Cultus

für den, der in der Welt lebt, — der besondere Cultus für das Volk und der besondere Cultus für den Herrscher, — endlich der besondere Cultus für jede Nation und der besondere Cultus für das ganze Menschengeschlecht.

Diese Sätze sind ebenso inhaltreich, wie unbestreitbar. Wollten wir sie vollständig erörtern, so würden wir damit kaum zu Ende kommen. Indes, schon bei ihrer Aufstellung und Lesung läßt sich ihre Wahrheit zum guten Theil wahrnehmen. Wenige Worte mögen also genügen, sie nachzuweisen. Wir überlassen es dabei jedem Leser, sie selber weiter zu untersuchen und in allen ihren Anwendungen zu verfolgen.

Wir sagen zuerst, daß der Mariencultus der besondere Cultus für das Weib und der besondere Cultus für den Mann ist.

Daß er wirklich der besondere Cultus für das Weib sei, wird wohl Niemand bestreiten. Denn was wir in Maria ehren, ist eben das Weib in der entgegengesetzten Rolle gegen diejenige, welche es im Anfange gespielt hat. In Maria gewinnt das Weib wieder die Oberhand über den Feind des Menschengeschlechts; es zeichnet sich da vor dem Manne aus, indem es ebenso frei und selbstständig den Anfang macht zur Wiederherstellung, wie es auch bei Adam den Anfang gemacht hatte zu dem Falle. Noch mehr! Die Wiederherstellung hat in Maria stattgefunden durch eine Wirkung, die ihrem Geschlechte weit mehr und ausschließlicher eigen ist, als die Wirkung Eva's bei der Begebenheit des Falles; denn sie geschah durch eine Wirkung der Mutterchaft und durch das Privilegium einer Jungfräulichkeit, die aus dieser Mutterchaft einen wahrhaft wunderbaren Charakter gewinnt, — einen Charakter, der dem Weibe und nur dem Weibe eine ganz besondere Ehre einbringt. Es ist also im höchsten Grade das Weib als solches, welches wir in Maria ehren. Maria gilt uns als die

Wiederherstellerin nicht bloß des Menschengeschlechts, sondern auch ihres eigenen Geschlechts; sie gilt uns als das Vorbild des Weibes in allen seinen Zuständen als Jungfrau und als Mutter; und wir ehren sie wegen der Tugenden, die zu ihrem Temperament und zu ihrem Berufe gehören, — der Bescheidenheit, der Sanftmuth, der Sittsamkeit, der Milde, der Gelassenheit, der Stille und der Zurückgezogenheit, — kurz, aller jener Eigenschaften, die vorzugsweise weiblich sind und das Weib so recht zum Weibe machen.

Daher sagt auch der hl. Augustinus: „Ihr Jungfrauen, kommet her zur Jungfrau! ihr, die ihr empfanget habet! kommet her, ihr, die ihr gebäret, zu derjenigen, die geboren hat! ihr Mütter, kommet zu der Mutter! ihr Alle, die ihr einen Säugling habet, kommet zu der Mutter mit dem göttlichen Kinde! auch ihr Töchter und jungen Mädchen, kommet her und erblicket Maria in eurem Stande! Die allerfeligste Jungfrau Maria hat durch unseren Herrn Jesum Christum alle natürlichen Zustände des Weibes angenommen, um jedem Weibe, das seine Zuflucht zu ihr nimmt, hilfreich beizustehen und als neue Eva, jedoch ohne Beeinträchtigung ihrer Jungfräulichkeit, ihr ganzes Geschlecht ebenso wiederherzustellen, wie das ganze Geschlecht der Männer durch den neuen Adam, unseren Herrn Jesum Christum, wiederhergestellt wurde.

Wir haben ein gewisses Gewicht darauf legen müssen, alle die Merkmale des Mariencultus, die denselben zum besonderen Cultus für das Weib machen, nochmals unserem Geiste vorzuführen; so sehr ist dieser Cultus, von einer anderen Seite betrachtet, zugleich auch der besondere Cultus für den Mann!

Er ist dies in der That so sehr, daß man fast glauben sollte, er sei noch mehr der Cultus für den Mann, als für das Weib.

Alles das, was wir gesagt haben, um nachzuweisen, daß Maria das Weib sei im höchsten Sinne des Wortes, und daß ihr Cultus den besonderen Cultus für das Weib bilde, muß somit dazu dienen, auch nachzuweisen, daß dieser Mariencultus vielleicht noch mehr der besondere Cultus für den Mann sei. Und wirk-

lich, es ist ganz so! Selbst bei Lebzeiten Maria's hat Gott gewollt, daß es ganz so sei. Obgleich Maria Jungfrau ist, wird sie doch nicht einem Weibe anvertraut, sondern einem Manne, der sie ehrt mit einem Cultus des Schutzes, der Hochachtung und der keuschen Liebe. Nach Joseph's Tode zieht sie sich nicht zu einem Weibe zurück, sondern ihre göttlicher Sohn Jesus allein ist es, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre fortfährt, sie mit seiner Untertwürfigkeit zu ehren und diese Beziehung, welche er zwischen seiner heiligen Mutter und dem Geschlechte des Mannes begründen wollte, zu heiligen und zu befestigen. Während des öffentlichen Lehramtes Jesu sehen wir Maria meistens nur mit ihren männlichen Verwandten mit den „Brüdern“ oder Bettern Jesu. Bei seinem Tode übergibt dieser göttliche Sohn seine Mutter weder der Martha noch der Maria, von denen er selber doch so gern die Ehrerweisungen und die Liebesdienste angenommen hatte; nein, er trennt sie von diesen heiligen Frauen und schafft ihr eigens einen Sohn in einem Manne, seinem Liebesjünger, bei welchem sie bis an ihr Ende bleibt, um mit der ganzen Anmuth einer Mutter Gottes, die nunmehr auch vollkommen Mutter der Menschen geworden ist, auf Johannes und durch Johannes auf die Kirche einzutwirken. Und endlich bei ihrem Tode und ihrer glorreichen Himmelfahrt empfängt sie, nach den Berichten der Tradition, die ersten Huldigungen der Erde von den Aposteln, ja von den Aposteln allein, die von allen Punkten der Erde zusammengekommen waren, um sie in ähnlicher Weise gemeinjam als die Königin der Apostel auszurufen, wie schon vom Anfange der Zeiten an die Patriarchen und die Propheten sie als ihre Königin angesehen und erklärt hatten.

Ebenso ist es auch später immer gewesen. Die Männer erscheinen stets eifriger, als die Weiber, die allerfeligste Jungfrau zu verehren und zu preisen. Wir sehen das in jener Reihe der Kirchenväter und Kirchenlehrer, welche das Privilegium des hl. Johannes, Maria in besonderem Schutz und Cultus zu haben, sich gewissermaßen einander übertragen, — des hl. Ignatius, des hl. Justinus, des hl. Irenäus,

des hl. Clemens von Alexandrien, des Origenes, des hl. Archelaus, des hl. Gregor von Neocäsaria, des hl. Ephräim, des hl. Epiphanius, des hl. Ambrosius, des hl. Hieronymus, des hl. Augustinus, des hl. Cyrillus und aller Väter des Concils zu Ephesus, des hl. Isephons, des hl. Johannes von Damaskus, des hl. Anselmus, des hl. Bernard, des hl. Albert des Großen, des hl. Dominikus, des hl. Franziskus, des Kreuzlers Gerson, des hl. Ignatius von Loyola, des hl. Franz von Sales, des Cardinals Berulle und unseres Bissuets. Sie vornehmlich bilden das Gefolge Maria's. Die Künstler wissen das auch sehr gut; sie haben in dieser Hinsicht keinen Fehlgrieff gemacht. Auf den Gemälden, die alle großen Meister der allerseiligsten Jungfrau gewidmet haben, erblickt man fast niemals bei Maria ein Weib; regelmäßig aber stehen Männer um den Fuß ihres mütterlichen Thrones, — der hl. Johannes, der hl. Hieronymus, der hl. Franziskus, der hl. Augustinus, welche von Maria gleichsam die Milch der reinen Lehre, das Kind-gewordene Wort, begehren und empfangen. Alle großen Maler haben diese Gegensatz der beiden Geschlechter sehr richtig aufgefaßt, und haben sehr wohl begriffen, daß eben dieser Gegensatz eine der reichsten Harmonieen der Natur, der Gnade, der Kunst ausmacht.

Dem nämlichen Gesetze zufolge haben sich die religiösen Orden der Männer immer weit entschiedener für den Mariencultus erklärt, als die der Frauen. Unter den Männern findet man keinen einzigen Heiligen, der nicht eine zärtliche und kindliche Verehrung zur allerseiligsten Jungfrau gezeigt hätte; ja man kann sogar gut bemerken, daß je größer die Heiligkeit ist, desto inniger auch die Andacht zu Maria erscheint; — während die größten Heiligen unter den Weibern, selbst wenn sie auch, wie die hl. Theresia, ihre Heiligkeit dem besonderen Schutze der allerseiligsten Jungfrau zuschreiben, doch den Cultus derselben in dem Cultus Jesu Christi, unseres Herrn, verschwinden lassen. Die Männer, deren Gefühl nicht so wählerisch ist, machen es in dieser Hinsicht besser, als die Weiber. Wie warm auch immer

ihr Herz für den Mariencultus schlägt, so erglücken sie doch darum nichts weniger für den Cultus Jesu Christi.

Der Cultus der allerseiligsten Jungfrau Maria ist also in einem gewissen Sinne der besondere Cultus für den Mann sowie er in einem anderen Sinne der besondere Cultus für das Weib ist.

Ähnlich, wie mit den Geschlechtern, ist es auch mit den verschiedenen Altern. Für jedes der vier Alter des menschlichen Lebens kann der Mariencultus als der besondere Cultus betrachtet werden.

Daß er der besondere Cultus für die Kindheit sei, liegt auf der Hand, ja er scheint gleichsam ganz nach derselben geformt worden zu sein. Das Kind kennt lange Zeit in der Welt keinen Anderen, als sich und seine Mutter. Das ist sein ganzer Horizont. Nur mit Hülfe dieser Beziehung des Kindes kann man ihm den hohen Begriff Gottes nahelegen. Der Cultus der jungfräulichen Mutter und des göttlichen Kindes paßt also dem Bedürfnisse der Kindheit vortrefflich. Ohne ihn würde die Erziehung des Kindes ihres ersten Fundamentes beraubt sein; durch ihn wird das Kind gleich von Anfang an in die ganze Religion eingeweiht.

Aber wie wird ein solcher Cultus den übrigen Altern des menschlichen Lebens angemessen sein? Scheint es nicht, daß er eben darum, weil er den Bedürfnissen der Kindheit so herrlich entspricht, auch mit der Kindheit abgelegt werden muß, um an seine Stelle einen männlicheren Cultus treten zu lassen?

Ich könnte hierauf antworten, daß der Mensch in Beziehung auf die göttlichen Dinge und auf das höhere Leben der Gnade hier auf Erden immer nur ein Kind ist, immer nur ein modo genitus, ein eben Geborener, — ja daß er oftmals um so mehr Kind ist, als er an Alter zugenommen hat, — und daß er folglich stets einer Mutter bedarf. Eine solche Antwort würde aber nicht speciell genug sein.

Ich will vielmehr sagen: Der Cultus der allerseiligsten Jungfrau ist erstlich der besondere Cultus für das Säuglingsalter, und das in dem Maße, als wäre er nur für dieses Alter

geschaffen. Er ist so recht der Cultus der Reinheit und der Keuschheit, den man nicht genug dem Anbrange der Sinne entgegensetzen kann, um ihre Heftigkeit zu mäßigen und zu leiten. Wie häufig kommen nicht die Stürme an diesem Cap der guten Hoffnung des Lebens! und wie viele Schiffbrüche werden da nicht beschworen durch jenen Stern des Meeres, dessen jungfräulicher Einfluß dem wilden Brausen der Wogen entweder vorbeugt oder doch ein Ende macht! Wie oftmals wird da nicht die Unschuld durch den Beistand Maria's gerettet oder wiederhergestellt! Für wie viele Gefahren sind nicht ihre Altäre gleichsam der Hafen! Wie manche heilige Gesichte würden umgeschlagen und zu Grunde gegangen sein, wenn nicht Maria's mächtige Hand sie aufrecht gehalten und den Klippen wieder entzissen hätte, und wenn nicht der läuternde Hauch ihrer Heiligkeit hinzugekommen wäre, um sie ruhig hinzutreiben zu den Festlanden der Tugend und der Ehre!

Und nun, nachdem dieses Cap unsegelt ist, in jenem reiferen Alter des Lebens, wo der Mensch sein Glück macht und sein Dasein sammt seinen Interessen vervielfältigt, wo er verantwortliches Familienhaupt wird, wo er sich einreihet in Amt und Geschäft, wo er wie ein Schiff, mit Gold und Früchten beladen, zurückerkehrt, wo er sich Nachfolger seines Namens und seiner Ehre bereitet in seinen Kindern, und wo er der Ungunst und den Schlägen des Schicksals so viele Seiten darbietet, — in diesem Alter, in welchem die Noth und die Bedrängniß ihn so oftmals beten, inbrünstig beten lehrt, findet er wiederum keinen anderen Cultus, der ihn mächtiger anziehen könnte, als der Cultus der allerseeligsten Jungfrau, von dem der h. Bernard sagt: „Wer hätte jemals gehört, daß auch nur einziger von allen denen, welche zu dir, o süße Jungfrau, ihre Zuflucht genommen, deinen Beistand angerufen und um deine Fürbitte gesiehet haben, von dir wäre abgewiesen und verlassen worden?“

Zulezt stellt sich auch das Greisenalter ein. Jetzt wiederum ist der Mariencultus ganz passend und angemessen. Diese zweite Kindheit des Menschen verlangt, wie die erste, nach dem

Weibe. Aber das Weib ist meistens schon verschwunden; und einsam, ja verlassen, sucht das hohe Alter vergebens um sich her jene biegsame Stütze, die ihm um so nothwendiger ist, als das Bedürfniß nach ihr mit jedem Tage wächst. Eine solche Stütze aber wird ihm geboten in dem Cultus der allerseeligsten Jungfrau. In diesem Winter des Lebens findet das matte und kalte Herz an den Altären Maria's Erfrischung und Muth, gleichsam eine zweite Jugend. Es läutert sich und wird, wie der Phönix, von Neuem geboren in der Gluth jener jungfräulichen Liebe, mit welcher es, über Tod und Grab hinaus, seinen Flug zum Himmel nimmt. Gerade hierin erweist der Mariencultus dem Greisenalter seinen besten Dienst; er ist ihm behülflich, sich vom Leben loszumachen, und verhilft ihm den Uebergang in die Ewigkeit.

Und doch, wie fest klammert sich nicht oftmals der Greis noch an seine letzten Tage und Augenblicke! Sein abgelaufenes Dasein läßt ihn zwar die ganze Tiefe des menschlichen Glends erblicken, aber die Verantwortlichkeit für seine aufgehäuften Sünden drückt noch auf seinem Gewissen. Was ihm da Noth thut, ist ein tiefes Gefühl von der göttlichen Barmherzigkeit, wie das Evangelium sie zeigt in dem Jesukinde, das die Arme seiner eigenen Mutter verläßt und sich zum Simeon begibt, um in das Herz dieses Greises die Freude zu legen, daß er nun bald das Leben verlassen werde, und ihm sein jubelndes Nunc dimittis einzufloßen.

So ist denn der Mariencultus der besondere Cultus für jedes Alter, wie für jedes Geschlecht.

Es ist es auch für jede Stufe der Intelligenz, für den Einfältigen und Unwissenden, wie für den Gelehrten und Philosophen.

Der erste Theil dieser neuen These bedarf keines Beweises. Gewöhnlich weist man sogar den Mariencultus ausdrücklich an die Einfältigen und die Unwissenden. Und in der That, wenn man den Mariencultus diesen zwei Dritteln des Menschengeschlechts entrisse, so würden sie vielleicht nichts mehr haben, woran sie sich zu Gott erheben könnten. Durch

Maria und das Jesukind finden sich alle geistig in die himmlische Wissenschaft eingeweiht. Aber wie sehr müssen wir nicht die Göttlichkeit der Religion in dieser Eigenthümlichkeit des Marienkultus bewundern, wenn wir bedenken, daß dieser nämliche Kultus zugleich auch für die Gelehrten und die Philosophen das mächtigste Mittel ist, sich zu den höchsten Geheimnissen der nämlichen Wissenschaft zu erheben!

Das Nämliche sagte auch der h. Anselmus in einem seiner herrlichen Gefänge an die allerseeligste Jungfrau:

Du Gebärerin des ewigen
Und unzugänglichen Lichtes,
Du übersteigst und übertriffst
Die Weisheit aller Weisen.

Du aller heiligen Seelen
Glänzende Tugend und Wissenschaft!
(1) Heiligtum des heiligen Geistes,
Bitte für uns!

Wenn wir auch durch das Christenthum einen philosophischen Begriff von Gott haben, der erhabener und zugleich praktischer ist, so kommt das nicht daher, daß uns das Christenthum direkt von Gott einen solchen Begriff gegeben hätte. Gott hat sich uns zu erkennen gegeben, nicht an sich und in seinem Himmel der Himmel, sondern in seinem Worte und in seinem Himmel der Erde, welcher Maria ist. Der lichte Punkt, wo sich Gott unserem schwachen Auge sichtbar machte, ist in der Erniedrigung, der Erniedrigung des Wortes. Warum würde er sich sonst herabgelassen und sich selbst entäußert haben? In seiner Erniedrigung also ist uns das Licht Sitz dieser Erniedrigung und folglich auch dieser Erkenntniß, so kann man das freilich thun, und es wird auch gut sein, daß man es thue; aber, abgesehen davon, daß die Entdeckungen, die man macht, größtentheils Reminiscenzen aus dem Christenthume sein würden, wird man sicherlich zu einem Resultate gelangen, welches noch weit unter dem Christenthume steht, d. h. unter dem Begriffe Gottes in Jesus Christus. Und wenn man in ähnlicher Weise Jesus Christus bloß an sich selbst betrachtet, will, so kann man das ebenfalls thun,

und man wird zu einer Erkenntniß Gottes kommen, die über dem Theismus steht; aber wie hoch diese Erkenntniß auch stehen mag, so wird sie doch immer noch geringer sein, als diejenige zu der man kommen wird, wenn man Jesus Christus ebenso in Maria betrachtet, wie man Gott in Jesus Christus betrachtet hat. Dies muß durchaus wahr sein, wenn es wahr ist, daß die ewige Weisheit nichts ohne Grund thut, und wenn sie sich nicht ohne Grund durch Maria der Welt hat zeigen wollen.

Man kann sich übrigens auch von dieser wissenschaftlichen Funktion Maria's vollkommen Rechenschaft geben. Gerade in der Erniedrigung des Wortes glänzen alle Eigenschaften Gottes in einem so hellen Lichte und in einem so hohen Grade, daß jeder menschliche Gedanke sich für unfähig erklären muß, etwas so Erhabenes aus eigenen Kräften zu erfassen. Wir sehen da die Heiligkeit Gottes, der alle Schlachtopfer, Gaben und Brandopfer verwirft und seinen eigenen Sohn sich zum höchsten Opfer anbieten läßt mit den Worten: „Siehe, ich komme, um zu vollbringen, Gott, deinen Willen! die Gerechtigkeit, die ein solch' unendliches Schlachtopfer als das einzige Mittel ihrer Veröhnung fordert; die Liebe, die den Vater bewegt, „seinen eingebornen Sohn dahinzugeben, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“; die Hoheit, die zur Darbringung der Anbetung von allen Geschöpfen einen mit göttlicher Majestät aufgestellten Hohenpriester verlangt, einen Hohenpriester, der von Natur würdig ist, zur Rechten des Thrones der Majestät im Himmel zu sitzen; die Allmacht, die diesen göttlichen Hohenpriester aus seiner tiefsten Erniedrigung wieder emporhebt, ja ihn mit seiner Menschheit so hoch emporhebt, „daß in seinem Namen sich beugen die Kniee derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind“; endlich die Weisheit, die sich in dem wunderbaren Einklange der Macht, der Hoheit, der Liebe, der Gerechtigkeit und der Heiligkeit kundgibt. Alle diese Eigenschaften Gottes sind kundgeworden in einem Grade, wie der Himmel selbst

sie nicht gekannt hatte ; und sie sind uns nur darum klar und deutlich, weil das Wort Fleisch geworden ist in Maria. Maria ist somit von dem Plane Gottes gleichsam der optische Brennpunkt, in welchem alle vom Unendlichen ausgehenden Strahlen sich kreuzen und vereinigen um sich von da weiter über die Menschheit auszubreiten.

Der Mariencultus ist also der besondere Cultus für jede Stufe der Geistesbildung, für die Einfältigen und die Unwissenden, wie für die Gelehrten und die Genies.

Er ist auch der besondere Cultus für den Gerechten, wie für den Sünder, und paßt überhaupt für jeden Zustand des Gewissens.

Wo ist eine Unschuld, wo eine Reinheit, die nicht noch Gewinn schöpfen könnte aus dem Cultus Maria's, der unbefleckten Jungfrau, dieses verschlossenen Gartens, den die Heiligkeit Gottes selbst mit dem Wohlgeruch ihrer Blüthe erfüllt hat, um ihn von hier aus über die ganze Welt zu verbreiten? Der Engel des Himmels besißt keinen Thron und keine Herrschaft, die so erhaben wäre, daß sie sich nicht zu verneigen brauchte vor ihr, und daß sie nicht laut bekennen müßte: „Die Jungfrau steht an Würde und Herrlichkeit noch höher über den Seraphim, als diese über den Cherubim und der ganzen himmlischen Heerschaar ; sie macht für sich allein eine Hierarchie aus, welche die zweite ist unmittelbar unter dem dreifaltigen und dreieinigen Gott, diesem höchsten und obersten Hierarchen!“ Ja durch ihre körperliche Mitwirkung des heiligen Geistes ist Maria in eine gewisse geistige Verwandtschaft mit Gott selbst getreten ; „sie ist mit Gott so innig vereint worden,“ sagt der hl. Thomas, „daß sie bis an die Grenzen der Gottheit reicht und diese selbst beinahe berührt.

Das ist die Jungfrau der Jungfrauen ! Ihr Einfluß läßt unzählige Blüthen der Gerechtigkeit und Heiligkeit in der Kirche keimen und wachsen durch die Gnade, von welcher sie unter allen Kreaturen am meisten erfüllt war, und mit welcher sie alle Christen reichlich beschenkt. Daher denn jene Bruderschaften, jene Chöre von Jungfrauen und Kindern, die sich überall um die Altäre Maria's schaaren, sich unab-

lässig in ihrem Cultus von Neuem stärken und die Reinheit desselben durch die Unschuld ihrer Seelen und die Frische ihrer Gefänge ausdrücken.

Und dieser nämliche Cultus ist der besondere Cultus der schwärzesten Sünder. Er eben ist der letzte, den die Seele in ihren Ausschweifungen vergißt und aufgibt ; und er ist der erste, zu dem sie in ihrer Reue wieder zurückeilt. Wenn der Sünder Gott und selbst den Heiland Jesus Christus schon verlassen hat, so hält er doch noch an der Religion durch Maria, durch irgend ein Zeichen der Verehrung, das er zu tragen pflegt, durch irgend ein Gebet, das er noch an sie zu richten wagt, — ein schwaches Band, welches eben dadurch, daß es ihm folgt, vielleicht bald ihn zurückführen wird. Wie rein und lauter Maria auch sein mag, so ist sie doch nur eine Kreatur ; sie ist ein Weib, ist eine Mutter. Sie fällt in den Erinnerungen des Herzens mit der Mutter zusammen, die so oftmals im Kindesalter zu ihrem Cultus ermahnt und angeleitet hat. Alles dies unterhält noch immer diesen Cultus in den Verirrungen des Lebens und bildet gleichsam einen Funken der Hoffnung, der eines Tags zu einem Herd der Heiligkeit werden kann. Und wenn die glückliche Stunde der Bekehrung kommt, so ist Maria diejenige, welche zur Veröhnung mitthilt. Denn wie könnte sich der Sünder Gott nahen nach so vielen Beleidigungen? Selbst der Heiland Jesus Christus, obwohl er zugleich Mensch ist und sich in seinen Parabeln die er-muthigendsten und anziehendsten Bezeichnungen der Milde und der Barmherzigkeit beigelegt hat, kann doch nicht jede Furcht verschweigen. Der Charakter eines Richters, den er immer noch behält, erfüllt den Sünder zugleich mit Angst und Schrecken. Und das muß so sein, damit das Vertrauen bei keinem Menschen bis zur Anmaßung gehe. Aber ebenso nothwendig ist es auch, daß die Furcht nicht bis zur Verzweiflung gehe. Zu dem Ende tritt denn Maria auf und bildet den Uebergang. Sie zuerst zeigt sich dem Sünder, oder vielmehr Gott zeigt sich ihm durch sie, wie er sich auch durch sie der Welt gezeigt hat. Wegen der großen Macht ihrer Fürsprache beim göttlichen

Sonne schöpft selbst der Furchtsamste Vertrauen. „Du bist ja die Mutter des Allerhöchsten,“ sagt der hl. Ephräm; „darum möchte mein Vertrauen fast bis zur Kühnheit steigen!“

Dies kann man alle Tage sehen, und daher kommen für die Kirche und für die Gesellschaft so manche Befehrungen, so manche Rückkehren zur Tugend.

Der Mariencultus ist also nicht blos der besondere Cultus für den Unschuldigen, sondern auch für den Lasterhaften. Die göttliche Barmherzigkeit, von welcher der Sünder Verzehrung erlangt, verlangt selber die Vermittlung eines Unschuldigen, damit der Gerechtigkeit, die der Erbarmung in den Weg tritt, Genüge geschehe. Dieser Unschuldige aber darf weder berechtigt noch verpflichtet sein, selbst Gerechtigkeit zu üben, weil sonst sein eigener Charakter ihm jede Vermittlung untersagen würde. Jemehr nun die allerseeligste Jungfrau Maria, die weder berechtigt noch verpflichtet ist, selbst Gerechtigkeit zu üben mit den Tugenden der Reinheit und Unbeflecktheit geschmückt ist, desto geeigneter ist sie auch, für die Erbarmung zu sprechen. Freilich kommt es nur

der obersten Gerechtigkeit zu, Erbarmung zu üben; auch ist die Erbarmung, die wir von Maria erhalten, nur die Erbarmung Gottes auf Grund der Verdienste Jesu Christi. Aber da sie uns noch selbst in Jesus Christus mit Gerechtigkeit untermischt erscheint, so ist ihre *Auspendung*, — was vielleicht die höchste Erbarmung ist, — der allerseeligsten Jungfrau übertragen worden, damit uns nichts hindere, sie zu erflehen und auch zu hoffen, und damit durch diese Vermittelung die Gerechtigkeit Gottes bewahrt bleibe und das Vertrauen des Menschen erweckt werde. Uebrigens setzt Maria hierin nur das Amt ihrer erlauchten Mutterschaft fort, durch welche uns „die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes, erschienen ist.“ Sie ist nur deshalb zuerst mit Erbarmung und Gnade erfüllt worden, damit sie die Dienerin und Auspenderin derselben werde, und die ausgezeichnete Gnade der unbefleckten Empfängniß sollte sie nur deshalb über die sündige Natur erheben, um sie geeigneter zu machen, den Sündern beizustehen. Maria ist ohne Sünde empfangen worden, um die Zuflucht der Sünder zu sein.

Heilige Jungfrau, vor Dir sang schon Maria, des Moses Schwester; es betete und weinte Anna, Samuels Mutter; es seufzte Esther, des Assuerus Gemahlin; es rief Judith, Bethuliens Heldin; aber Deine Stimme, Maria, sie ist im Chöre aller Frauen die Erste und übertrifft alle Andern, wie der Gesang der Nachtigall das Gezwitscher der übrigen Vögel.

Der Hohepriester Onias hat viel für sein Volk gebetet, mehr noch Abraham für Sodom's Bewohner, die Lippen Weider träufelten süß wie Honigseim, aber sie vermochten kein vollständiges Heil zu bringen, wie Maria. Ihre Stimme wird durch Bitten niemals heiser, vom Ueberdruß nie besiegt, von der Furcht einer abschlägigen Antwort nie geschreckt, durch die Menge der Vergehungen nie aufgebracht, fährt sie fort, täglich Gnaden uns zu erbitten, wenn wir sie dadurch, daß wir sie oft rufen und an-

dächtig nennen, zum Neben bringen und zu einer Antwort bewegen.

Wie die Kinder nicht oft genug den Namen Mutter aussprechen können, wie die irdische Liebe nie ermüdet, den Namen ihres geliebten Gegenstandes stets zu wiederholen, so sollen auch wir den Namen Maria zu unserm frommen Sprüchworte machen, und das beste Mittel hierzu ist die fleißige Abbetung des heil. Rosenkranzes, in welchem der Name unsrer hochgebenedeiten Himmelsmutter so oft vorkommt.

Der gottselige Klemens Hofbauer betete immerfort, wenn er auf der Gasse ging, in der Stille den Rosenkranz, den er zwischen den Fingern hielt. Er nannte denselben seine Bibliothek und sein kräftigstes Mittel zur Befehrung der Sünder und besonders der Sterbenden.

Der Vater der Christenheit.

Von Dr. Anton.

Der Katholik, der je in Rom gewesen ist, weiß die Ehre und das Glück wohl zu schätzen, einmal einer Papst-Audienz im Vatikan beige-wohnt zu haben. Denn das Wort ist ja in aller Welt sprichwörtlich geworden: der war nicht in Rom gewesen, der den Papst nicht gesehen. Rom ist, wie seit nahezu zwei Tausend Jahren, auch heute noch die Papst-Stadt und führt diesen Titel als höchste Auszeichnung jetzt und immerdar trotz der Vergewaltigung und zeitweiligen Desavouirung ihres Privilegiums durch das Kaubkönigthum Italiens, das wohl nur deshalb ein Kreuzzeichen im savoyischen Wappen führt, weil ihm der traurige Ruhm vorbehalten war, die prophetische Bezeichnung des Pontificatus des großen Papstes Pius IX. zu verwirklichen: „*crux de cruce*“ — Kreuz vom Kreuz!

Eine Vorstellung beim Statthalter Christi ist ein entsprechend feierlicher Akt, und Wer ihm einmal im Leben beigewohnt hat, wird ihn nimmermehr vergessen. An Beschreibungen darüber fehlt es nicht und sind wohl schon alle unsere Leser diesbezüglich unterrichtet, sei es durch Vorlesungen von Rompilgern, durch Zeitungsberichte und dergleichen.

Von einer jüngst stattgehabten Audienz wollen wir aber berichten, weil sich dabei ein Zwischenfall ereignete, der nicht nur recht bezeichnend für die Herzengüte des Papstes Leo XIII. ist, sondern auch die hohe Mission desselben als „Vater der Christenheit“ hell beleuchtet.

„Unter den Anwesenden, welche beim Erscheinen Sr. Heiligkeit huldigend niederknieten, befand sich auch eine junge Amerikanerin, welche Nichtkatholikin ist. Sie gewahrte wohl, wie alle Herren den Fischerring küßten und katholische Damen sich beugten, um dem erlauchten Oberhirten den Pantoffel zu küssen, während er ihnen den Segen ertheilte. Als Protestantin dachte sie, auch hier, bei dieser

Gelegenheit, protestiren zu müssen und als feine, gebildete und emancipirte Amerikanerin wollte sie sich und ihrer Nation nicht die Demüthigung bereiten, dem greisen Priester die Hand zu küssen. Der große Entschluß war in ihrem stolzen Köpfschen reif und unerschütterlich, da stand auch schon der milde Leo vor ihr. Lächelnd blickte er mit dem feurigen Strahl seiner geistvollen Augen auf sie nieder und reichte ihr die Hand entgegen. Aber sie nahm keine Notiz von diesem Huldbeweise, neigte nur leise das Haupt und blickte zu Boden.

Ein Murren bei Mißbilligung solcher Verletzung der Etikette und der Ehrfurcht lief, kaum vernehmbar, durch die Reihen der Anwesenden. Papst Leo überschaute im Nu die Situation. Ein Schimmer wehmüthiger Ergriffenheit überslog seine Züge, da hob er auch schon die Hand und segnete die junge Republikanerin mit den in italienischer Sprache geflüsterten Worten: „Sie sind doch mein Kind, wie die Uebrigen hier, wenn sie mich auch nicht lieben.“ Darnach wandte er sich der nächsten Dame zu.

Ein Begleiter der jungen Amerikanerin theilte ihr dann die Bemerkung des Papstes in englischer Uebersetzung mit. Sie war vom Inhalte der Rede förmlich niedergeschmettert. Sprachlos und verwirrt schaute sie nieder, aber nur einen Augenblick lang. In größter Aufregung bahnte sie sich dann einen Weg durch die Menge und mit dem schmerzlichen Ausrufe: „I am ashamed, I am sorry“ warf sie sich vor dem Papst nieder und schluchzte laut auf.

Der Papst verstand wohl die Worte nicht, aber ein Blick in ihr thänenbenetztes Antlitz legte ihm den Sinn nahe. Als er wieder die schmale, dünne, zitternde Hand segnend über sie hielt, ergriff die Amerikanerin dieselbe und bedeckte sie mit ihren Küßen. Ein seliges Lächeln umspielte den Mund des Pontifex und er sagte laut: „D. es ist ja Alles gut, denn nur das Herz gut ist“, während eine Thräne sich in seinem Auge spiegelte.“

M i t t e i l d i g.

In tiefer Ernst lagerte diesmal über der kleinen Versammlung, welche alle Woche an diesem Abende in der angenehmen Gartenwirthschaft zusammenkam, und die gewohnte Unterhaltung wollte diesmal nicht so recht zu Stande kommen. Endlich wandte sich der Amtsrichter an den Staatsanwalt, der stumm und gedankenvoll dasaß, und sprach mit gedämpfter Stimme: Ich kann es noch immer nicht fassen, daß es mit dem Schneider W. so weit kommen konnte, — er war ehemals ein braver, fleißiger Mann“.

„Ehemals, aber jetzt! Brandstiftung, — dieser mußten drei Menschenleben zum Opfer fallen, — alles durch einen Einbruchversuch des Verurtheilten herbeigeführt, — ich sah voraus, daß das Todesurtheil bestätigt würde.“

„Morgen früh schon wird es vollzogen, wer hätte so ein Ende des Mannes ahnen können!“ nahm der Amtsrichter noch einmal das Wort. Niemand antwortete.

„Es muß immer noch keiner von den hartgesottenen Sündern sein“, begann jetzt ein Herr von strengem, finstern Aussehen. „Ohne zu leugnen, gestand er seine Schuld unter Thränen ein. Seitdem man ihm das Todesurtheil verkündet hat, hat er wohl allwöchentlich den Besuch unseres hochwürdigen Pfarrers G. erbeten.“

„Alles gut und wohl“, murmelte der Staatsanwalt halb laut, — „das thut hier jedoch nichts zur Sache, die Gerechtigkeit muß ihren gewohnten Lauf nehmen.“

So verlief die im ganzen ziemlich einsilbig geführte Abendunterhaltung, und sie hatte noch kaum eine Stunde gewährt, als die kleine Gruppe auseinanderging.

Der Unglückliche, dem diese Bemerkungen galten, war im Orte allgemein bekannt. Er hatte früher ein Schneidergeschäft betrieben und, da er seine Arbeit wohl verstand, auch eine zahlreiche und angesehene Kundschaft gehabt. Auf einmal — es waren etwa vier

Jahre seitdem verfloßen — ging er rückwärts, die Mehrzahl der Kunden blieb aus, es hieß, er fertige seine Arbeit schlechter an, als vormalz — das Gerücht pflanzte sich fort durch die Stadt, und bald sah W. sich völlig ohne Arbeit, ohne Einkommen, und darum ohne Brot für sich, seine Frau und seine sieben Kinder. Anfangs hatte er noch nach Arbeit gesucht, aber was er erhielt, reichte nicht aus, um den nöthigen Unterhalt zu beschaffen. Alles hatte er versucht, um wieder emporzukommen, aber alles schlug fehl. Vor etwa fünf Monaten hatte er einen Einbruch in ein Bauerngehöft versucht und dabei das Gebäude angezündet, wobei der Hausherr und 2 Mägde in den Flammen umgekommen waren. Es blieb nicht lange verborgen, W. wurde eingezogen, legte ein Geständniß ab und insolgegestern war die Bestätigung desselben eingetroffen.

Als man dem Verurtheilten die Mitteilung machte, daß in der Frühe des nächsten Morgens das Urtheil an ihm vollstreckt werden sollte, bat er nur um die Gunst, durch den Priester seiner Kirche vorbereitet zu werden auf einen so schweren Gang in die Ewigkeit, und während jene obengenannten Herren ihre Meinungen über den verurtheilten Mann austauschten, war dieser eifrig bemüht, durch eine wahre Reue sich mit seinem Schöpfer auszuföhnen und sich zu stärken durch den Empfang der heiligen Kommunion. —

Eben hatte der Pfarrer unter freundlichen Tröstungen den Behauernswerthen verlassen, als bei diesem ein neuer Besuch eintraf: es war der Amtsrichter. Dieser hatte schon mehrfach Selzgenheit gehabt, verurtheilte Missethäter in ihren letzten Stunden zu besuchen, obgleich er oft erzählte, daß mehrere derselben ihre Verhärtung im Bösen auch angesichts des bevorstehenden Todes nicht abgelegt hätten. Diesmal war der Fall ein ganz besonderer; ein sonst unbescholtener Bürger war es gewesen, der durch äußere Verhältnisse zurückgekommen und darum so tief gesunken war. Der Amts-

richter war überzeugt, daß W. ihm die Gründe seines tiefen Falles nicht verschweigen werde. Er sollte sich darin nicht getäuscht haben. Denn als er nach längerem Hin- und Herreden, nach etlichen ernstlichen Vorstellungen an den Beurtheilten die Frage richtete, wie er, bislang ein braver und achtbarer Meister, zum Verbrecher werden konnte, sah W. den Richter eine Weile lang ernsten Blickes an, und erst als der Amtsrichter seine Frage wiederholte, fand er Worte.

„Sie sprachen die Wahrheit, Herr Amtsrichter,“ begann er, „ich war bislang ein unbescholtener Bürger und fleißiger Arbeiter. Sie fragen mich nun, wie es mit mir ein solches Ende nehmen konnte; nun wohl, hören Sie an, wie es kam, daß ein braver Geschäftsmann zum Einbrecher, zum Brandstifter und Mörder wurde. Sie erinnern sich's vielleicht noch, ich war schon lange hier ansässig, als Sie in diesen Ort versetzt wurden. Ich arbeitete damals für Sie, Sie waren mit dem, was ich lieferte, zufrieden, insbesondere war es Ihre verstorbene Frau Gemahlin, welche mir viele Aufträge zu Theil werden ließ. Ich lebte glücklich und zufrieden mit den Meinigen, ich war geachtet und beliebt in der Stadt, mein Geschäft ging gut. Nun kam eine junge Dame — ich werde sie nachher Ihnen nennen — zu mir und beehrte mich mit einem Auftrage. Leider war ich nicht imstande, denselben selbst auszuführen, ich übergab ihn meinem zweiten Gehilfen zur Besorgung. Dieser Mensch, der schon manchen ernstern Verweis von mir erhalten, dem ich Tags vorher Feierabend gegeben hatte, verdarb die ganze Arbeit, und als das bestellte Kleidungsstück abgeliefert wurde, mißfiel es zänzlich. Ich versicherte der erwähnten Dame, in kürzester Zeit kostenfrei nachzuliefern, was ohne mein Verschulden verdorben war, umso, — ich hatte eine meiner besten Kunden verloren. Noch mehr. Die junge Dame that das Ihrige, um mir auch die übrigen Kunden aus besseren Kreisen abwendig zu machen, und es gelang ihr nur zu gut, — die nichtswürdige That meines Gefellen, das verpfuschte Kleid, war ein Beweismittel wider mich und meine Arbeit. Einer meiner Kunden

nach dem andern blieb aus, andere, an welche ich Forderungen hatte, leisteten Zahlung, um nicht wiederzukommen. Die Nachbarin der erwähnten Dame hatte mich in der Stadt als schlechten Arbeiter verschrien, und nur zu viele hatten ihr willig Gehör geliehen.

„Der unerwartet schlechte Gang des Geschäftes hatte mich kleinmüthig und verzagt gemacht, aber meine Frau war desto entschlossener. Wir wußten gut genug, wo die Quelle dieses plötzlichen Unglücks zu suchen war. Meine Frau begab sich daher zu jener Dame, die nicht aufhörte, um eines schlecht gearbeiteten Ballkleides willen eine zahlreiche Familie in Noth und Armut zu drängen. Aber artige Bitten und Vorstellungen waren umsonst: meiner Frau wurde unter Schelten und Hohnen die Thür gewiesen.

„Von nun an brach das Unglück mit seiner ganzen Schwere über mich und die Meinigen herein. Ich erhielt nur wenige und schlecht zahlende Kunden. Bald kam nicht mehr so viel ein, das ausreichend gewesen wäre, für meine Familie nur das Nothwendigste zu beschaffen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich nach Arbeit umzusehen. Das war ein schweres Loos, denn ich war schon dreizehn Jahre lang Meister gewesen. Ich hatte bald in einem größeren hiesigen Kleidergeschäfte Arbeit gefunden. Aber auch hier verfolgte mich dasselbe Unglück, denn kaum sieben Wochen hatte ich dort gearbeitet, als der Inhaber des Geschäftes mir erklärte, er müsse mich, so sehr er es auch bedauere, entlassen, wenn er nicht Kundschaft verlieren wolle. Noch einmal sah ich mich ohne Arbeit, ohne Brod für Frau und Kinder. Noch in demselben Jahre wurde meine Frau krank und starb nach kurzem Krankenlager. Der liebe Gott war noch so gut, sie bald zu sich zu nehmen, was hätte sie nicht noch erleben müssen, wenn sie längere Zeit krank gewesen wäre! — Ich hatte jetzt allein für sieben unglückliche Kinder zu sorgen, aber wie? Alles habe ich aufgeboten, um wieder empor zu kommen, aber umsonst. Endlich, endlich bekam ich wieder etwas zu thun, aber was nun? Ich hatte keinen Pfennig zu Hause, und brauchte doch immerhin drei Thaler.

Vorgen wurde sie mir niemand, das sah ich voraus, doch blieben mir zwei Wege, entweder das Mitleid guter Leute anrufen, oder — stehlen. Stehlen! Herr Amtsrichter, ich habe dreundvierzig Jahre gelebt und stets ehrlich und unbescholten, jetzt sollte es anders kommen: Nein, lieber bitten und betteln; es ist zwar tatter aber immerhin nicht so schimpflich, als stehlen. Nur nicht in der Stadt, nein, draußen am Wege wollte ich guten Leuten mein Leid klagen. Zuerst kam ein gar stattlicher, vornehmer Herr zu Pferde heran, ich kannte ihn gar wohl und war ihm auch selbst nicht unbekannt. Zögernd begab ich mich zu ihm hin, in kurzen Worten erzählte ich, was mich bedrängte, und was bekam ich zu hören? Vorwürfe, Schmähungen, — ich sah mich abgewiesen. „Gestrenger, lieber Herr, so erbarmt Euch doch um meiner armen hungernden Kinder willen“, rief ich noch einmal. Ein verächtlicher Blick war die Antwort, dann gab der Herr seinem Pferde die Sporen und ritt davon. Wie betäubt war ich stehen geblieben. Was nun beginnen? Abermals bitten, abermals abgewiesen werden? Nimmermehr! Da fiel mir ein: ich wußte ja, wo der reiche Bauer Berthold draußen im Felde sein Geld verwahrte, oben, hoch im Hause, wo er selbst schlief. Dahin! Aber — ich wollte ihn nicht berauben, ich wollte nur die drei Thaler nehmen und dann mich wieder entfernen. Gesagt, gethan. Wie es dunkel wurde, machte ich mich auf den Weg. Aber immer war's mir, als wäre einer neben mir, der mich zurückhalten wollte. Unbemerkt schleiche ich in das Haus und komme in das Zimmer, wo das Geld verwahrt lag. Aber ich verstand mich nicht recht auf solche Handlungsweise, eben habe ich meine Laterne angezündet, so höre ich auch schon, wie eine weibliche Stimme ruft: „Diebe! — Zu Hilfe.“ Im Hause entsteht Lärm, alles eilt nach oben, da mache ich mich über die lange Bodenleiter davon. Meine Laterne warf ich von mir, wohin sie gefallen, weiß ich nicht. Ungehindert kam ich aus dem Hause, aber als ich wieder nahe bei der Stadt war und mich umsah, erblickte ich das Gebäude in hellen Flammen. Das weitere wissen Sie, Herr

Amtsrichter. Drei Thaler wollte ich nur nehmen, drei Menschenleben sind darum zu Grunde gegangen, drei unschuldige, — und morgen verblutet das viete als schuldig. —

„Sie sehen mich an, Herr Amtsrichter“, — begann der Verurtheilte nach einer kleinen Pause von neuem, — „Sie wollen vielleicht wissen wer die Dame war, die durch ihre Rache unseren Untergang verschuldet, und wer der stattliche Herr gewesen, der mich so hart von sich wies. Nun wohl, jenes Fräulein war Ihre eigene Tochter, die jetzt an Doktor J. in K. verheirathet ist, und der Herr zu Pferde, den ich vergebens um Hilfe anflehte, waren Sie selbst. Wären nur Sie an jenem Tage meines Unglücks barmherzig gewesen, es wäre nie so weit mit mir gekommen. Sie waren es, den ich ansprach. Gernern Sie sich noch, wie wenige Minuten später Ihr Pferd vor einem eilig daherrassellenden Wagen scheute?“ —

Wortlos starrte der Richter den Sprechenden an. Dieser ergriff seine Hand: „Herr Amtsrichter, ich habe Ihnen vergeben, ich verzeihe auch Ihrer Tochter, was sie an uns verschuldet. Ich verzeihe allen, die mir je etwas zuleide gethan haben, so gewiß ich selbst auf die Barmherzigkeit Gottes hoffe. Meine Kinder sind, das habe ich von unserm hochwürdigem Herrn Pfarrer zu meiner Beruhigen erfahren, glücklich untergebracht, mitleidige Familien haben dieselben zu sich genommen. Mein Tod hat Ihnen Unterkommen verschafft. — Ein fürchtbares Verhältniß. Der Vater muß unter dem Henkersbeile sterben, beschimpft und entehrt, damit die Kinder Obdach und Nahrung finden!“ — Hier versagte dem Sprechenden die Stimme, Thränen der bittersten Wehmuth stürzten ihm aus den Augen.

Tieferschüttert verließ der Amtsrichter die Zelle. Am folgenden Morgen wurde an W. das Todesurtheil vollzogen; er starb reuig und mit Gott versöhnt. Wenige Wochen später aber legte der Amtsrichter seine Stelle nieder und verließ die Stadt, nachdem er — zur Verwunderung aller Einwohner — für die Kinder des Hingerichteten Fürsorge getroffen hatte. Lange Zeit hörte man nichts von ihm, erst nach einer Reihe von Jahren tauchte in der Stadt das Gerücht auf, daß der ehemalige Amtsrichter in einem entlegenen Trappistenkloster lebe. Dorthin hatte er sich zurückgezogen, um Buße zu thun für eine Frevelthat, an der er — ohne es zu ahnen — Antheil hatte durch seine Hartherzigkeit gegen einen stehenden Armen.

Reich und Arm.

(Eine Legende von der heiligen Familie.)

Eines Tages war kein Brod im Hause der heiligen Familie zu Nazareth. Der heilige Joseph war krank geworden und die Kunden, für die er gearbeitet hatte, wollten ihn erst später bezahlen. Die heil. Jungfrau heftete ihre milden Blicke auf den jugendlichen Jesusknaben. Er war noch so jung, erst sechs Jahre alt und mußte nun Hunger leiden! Er wartete vergeblich auf das Nachtessen, seine zarten Wangen waren blaß. „Kind“ sprach Maria, „es fehlt uns an Brod und wir haben kein Geld, solches zu kaufen. Nimm das Körbchen und geh' nach Simonidas, zur reichen Wittve, die du kennst. Es heißt, sie ist sehr mildthätig; sie wird unserer Noth abhelfen.“ Jesus nahm das Körbchen und machte sich sogleich auf den Weg, kaum daß die jungfräuliche Mutter einen frommen Kuß auf die Stirne ihres Kindes drücken konnte.

Der himmlische Knabe sang unterwegs frohe Lieder; die Vögelin flogen auf ihn zu, um diese Melodie zu hören, und begleiteten sie mit ihren zartesten Weisen. Endlich kam er nach Simonidas zu dem glänzenden Palast, den die reiche Wittve bewohnte. Jesus klopfte an die Pforte; sogleich erschien ein Sklave. „Was willst du, Knabe?“ „Ich möchte mit der Herrin sprechen,“ entgegnete Jesus mit seiner klangvollen Stimme.

„Steige nur die marmorne Stiege hinauf und gehe ganz gerade aus. In dem Saale wirst du Jemand finden, der dich einführen wird.“

Als Jesus in den Saal kam, fragte ihn ein anderer aufwartender Sklave: „Was willst du?“ Darauf wurde ihm befohlen, seine Sandalen vor der Thüre abzulegen, damit er nicht die Teppiche, die den Boden bedeckten, beschmutze. „Tritt nur ein,“ so sprach der Sklave, „die Herrin gibt heute auch den Armen Audienz, und gerade jetzt ist die hierfür festgesetzte Stunde. Danach öffnete er ihm die Thür. Der Jesusknabe trat ein, grüßte und wartete bescheiden, bis man ihn ansprach:

„Was willst du, hübscher Knabe?“ fragte die Herrin, die behaglich auf einem hohen, elfenbeinernen und mit Gold verzierten Sessel ruhte. „Wir haben kein Brod. Meine Mutter befahl mir, zu Ihnen zu gehen; wir leiden Hunger!“ „Aber Joseph, dein Vater, arbeitet er denn nicht?“ „Nein, liebe Frau, seit 14 Tagen ist er krank.“ „Ach was, Joseph soll arbeiten!“ „Die Mutter sagt auch, daß ihm die Arbeiten, die er zuletzt gemacht, noch nicht bezahlt seien.“ „Ich kann nicht allem Elend abhelfen. Joseph ist ein tüchtiger Handwerker, ich weiß es wohl; auch für mich hat er schon Arbeit geliefert. Er kann also leicht für euch das Brod verdienen. Nein, nein, ich habe genug andere Arme; ich kann euch nichts geben. Gehe nur; Gehe fort!“

Jesus immer sanft und demüthig, verneigte sich stumm vor der reichen Herrin, ging hinaus und stieg die Treppe hinab; er grüßte auch die Sklaven, dann ging er traurig wieder zurück nach Nazareth. Er sang nicht mehr. Seit der Frühe hatte er keinen Bissen genossen; auf einmal blieb er stehen und horchte. Aus einer bescheidenen Hütte, wo die Thür und das einzige Fenster offen standen erklangen verschiedene Stimmen. „O Jehovah“, so beteten silberhelle Stimmen, „der du die Vögel auf den Feldern nährst, gib auch Nahrung den Kindern Israels!“ „Amen“, so schloß eine ältere Stimme. Jesus vereinigte sein Gebet mit dem Gebete der Kinder. Eines von diesen bemerkte ihn und rief: „Mutter, siehe, der gute Jesus ist da. Lade ihn ein, hereinzukommen, wir haben ihn so gerne.“ Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, liefen ihm die Kinder entgegen und schlangen ihre Arme um seinen Hals. „Siehe, Jesus, die schönen rothbackigen Aepfel, die wir erhielten. Willst du deinen Theil davon?“ Und um ihn herumspringend, füllten die Kinder die Taschen in dem Kleide des Jesusknaben an. Jesus lächelte freundlich und ließ sie gewähren. „Komme zu uns ins Haus herein, liebes Kind,“

sprach die Frau in der Hütte, „komm ! Warum bist du so spät allein auf der Straße ?“ Das Kind erzählte nun, daß zu Hause Brot fehlte, aber verschwieg die von der reichen Frau in Simonidas erlittene Abweisung. „Du hast also Hunger, Hunger in einem so zarten Munde ? O, ich sehe es an deinen blassen Wangen. Warte einen Augenblick, ich will schon folgen. Ruhen, Simeon, Samuel, Lia, geht jetzt zur Ruhe !“ Als die Kinder weggegangen waren, schloß die Frau die Thür, durch die sie sich entfernt hatten, und holte dann eilig einen Topf mit Milch und gab ihn dem hungernden Knaben ; in die Milch brockte sie Brot.

„Aber Ihr, Frau Serapia, habt Ihr denn selbst schon zu Nacht gegessen ?“ „Nacht' dir keine Sorgen deshalb, mein Lieber ; ich bin stark und kann meines Mannes Zurückkunft abwarten. Morgen wird er uns Brot bringen.“ Das göttliche Kind sah die Frau mit einem Auge an, das ihr in die tiefste Seele drang, und blieb stehen, die kleinen Hände zum Gebete gefaltet. Die Frau betrachtete den Knaben voll Entzücken. Es schien ihr, als sähe sie einen Seraph vor sich. Sie eilte auf's neue zum Schranke und nahm das bißchen Milch und Brot, das noch übrig war.

„Nimm alles mit,“ sprach sie, „damit auch deine Mutter und Joseph, dein kranker Vater, daran Theil haben.“ Mit mildem Lächeln nahm der Knabe das Geschenk der Armuth, legte alles in das Körbchen, dankte und eilte nach Hause.

Die Schatten hatten sich über Nazareth ge-

lagert ; der Mond war hinter dunklen Wolken untergegangen. Der Weg war schmal, rauh, von Abgründen umgeben. Engel umgaben das göttliche Kind, um es zu geleiten. Mit seinem Körbchen eilte Jesus nach Nazareth. Die Jungfräuliche Mutter stand bereits auf der Thürschwelle, seiner Rückkehr harrend. Der Knabe lief auf sie zu, grüßte sie freudig und erzählte, was ihm begegnet war. Er erzählte ihr von der reichen Frau, die seine Bitte zurückgewiesen hatte, und von der armen Serapia, die ihn mit so viel Liebe unterstützt hatte.

Darauf sagte Maria zu ihm : „Du bist ja Gottes Sohn ; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft liegen offen vor dir. Sage mir, wie wird es diesen beiden Frauen einst ergehen ?“ Darauf antwortete das göttliche Kind : „Die reiche Frau, die mich zurückwies, ist zwar sonst mildbthätig gegen andere, doch thut sie das Gute bloß, um Aufsehen zu machen und sucht nur den Lohn dieser Welt : darum werden ihre Heerden sich vermehren, ihre Scheuern und Kisten sich füllen. Für sie sind die Güter dieser Erde.“ „Und die arme Frau in der Hütte ?“ fragte Maria weiter. „O, sie wird auch fernerhin mit ihrem Manne und ihren Kinderchen ein mühsames Leben führen. Aber ihr und den Ihrigen wird von den unendlichen Schätzen, welche die Ewigkeit verschönern, nichts mangeln.“

Dann faltete er seine Händchen auf der Brust, wendete seine blauen Augen feurig nach oben und sprach : „Liebe Mutter, ihnen gehört der Himmel.“

Maria ist und bleibt unser Lebendiges Fürwort am Throne Gottes, dessen Kraft die heiligen Väter uns mit den herrlichsten Worten beschreiben. Was kann wohl, fragt der heil. Bernhardin von Siena, mit der mütterlichen Fürbitte Mariens verglichen werden ? Sie steht für uns flehend zur Rechten ihres Sohnes als Königin ; sie ist die Tochter des Königs durch glorreiche Annahme und die Braut des höchsten Königs durch glorreiche Aufnahme und so steht sie da, um Fürbitte einzulegen gegen den Zorn des Richters.

Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern, führte immer das Sprüchwort im Munde : Jesus, du freust mich ! und schrieb dasselbe in allen Erlassen und Urkunden unter seinen Namen. — So sollen auch wir, geliebte Christen, wenn wir wahre Kinder Mariens sein wollen, ihren Namen beständig im Munde führen ; ihn auszusprechen soll uns eine heilige Gewohnheit, ihn zu nennen eine süße Pflicht der Liebe sein. Rede, damit ich dich kennen lerne, heißt es ; reden wir deshalb oft von Maria, damit unsre Neigung und Gesinnung offenbar werde.

Ans meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.



Der vergangene Winter war doch recht schlimm. Wenn man noch jung ist, macht Einem der viele Schnee und das Eis nur Spaß. Wenn man aber so langsam in die Jahre kömmt, in welchen man Abraham gesehen hat, wie die Holländer sagen, und wenn man anfängt, etwas steif in den Gelenken zu werden, wenn man beim Gebete schon lieber sitzt, als kniet, dann machen Einem die schönen Frostblumen am Fenster, und die langen Eiszapfen am Dachrinne keine Freude mehr. Besonders nicht, wenn sich der unliebsame Gast eingestellt hat, den man Rheumatismus nennt, und welcher hierzulande Bürgerrechte hat, die es unmöglich machen, ihn vor die Thüre zu setzen.

Deswegen bin ich recht froh, daß nun der schöne Lenz wieder in's Land gekommen, mit frischen Blumen und grünen Blättern bekränzt, und neues Leben und neue Lebenslust erweckt hat. Selbst die Spazken, die zwar immer zu schwätzen haben, und nicht einmal von der furchtbaren Kälte, als das Quecksilber im Thermometer bis unter's Null froch, zum Schweigen gebracht werden konnten, zwitschern jetzt doch viel lieblicher.

Wenn es nur wegen der Blumen wäre, so fände ich die Frühlingszeit schön. Wald und Flur decken sich mit Blumen aller Art. Amerika, wenigstens unser nördlicher Strich ist zwar immer noch ein halbwildes Land, wo die Vögel kaum singen können und die Blumen kaum duften. Aber immerhin sind alle Blumen, wie die heilige Maria Magdalena von Pazzis so treffend sagt, Liebeserklärungen Gottes an Seine Menschenkinder. Bedenkt man dann die unzähligen Waldblüthen und wilde Blumen, die zu Millionen ihr kurzes Leben ungesehen verblühen, da sieht man, daß der liebe Gott so übermäßig reich an Liebe ist,

daß Er damit verschwenderisch sein kann. „Gott ist die Liebe.“

Kein Geschöpf hat diese Wahrheit so tief erfassen und innig begreifen lernen, wie die allerjüngste Jungfrau Maria, diese herrliche Blume aus der Wurzel Jesse, die zur Mutter des Herrn erkoren wurde.

Nach dem langjährigen Winter der Ungnade Gottes, der auf die Verbannung unserer Stammeltern aus dem Paradiese folgte, ließ Gott diese Lilie unter den Dornen im Frühlinge unserer Erlösung entsprossen.

Wenn nun jedes Walbveilchen, das im Verborgenen blüht, eine Liebeserklärung Gottes ist, was müssen wir von einer Liebe denken, welche uns diese erhabenste Blüthe Seiner Schöpfung zum Geschenke macht. Dadurch, daß er ihrer Mutterliebe Seinen eingebornen Sohn anvertraut und ihn zum Menschensohne werden läßt, schließt er dieses Mutterherz der ganzen sündhaften Menschheit auf.

Der Blumenmonat ist daher auch, nach der sinnigen Art der Kirche, der besonderen Verehrung Mariens geweiht. Jede einzelne Schönheit der verschiedenen Blumen, spiegelt sich auf geistliche Weise wieder im allerreinsten Herzen Mariens. Sie ist die geistliche Rose der Christenheit, die Königin aller Blüthen des Christenthums.

Und wie könnten wir bezweifeln, daß ihr edles, reines Herz eine besondere Freude an diesen Blumen findet, die von ihren Kindern gespendet werden zur Verschönerung ihrer Altäre und zur Bekränzung ihrer Bilder und Statuen?

Ich kann mir keine höhere Bestimmung für Blumen denken, als am Altare Mariens zu verduften.

Man gebraucht sie auch zur Zierde des Allerheiligsten im Tabernakel, eine Bestimmung, die noch edler zu sein scheint, aber schließlich

doch dasselbe bedeutet; denn Maria ist die Kirche des Neuen Bundes, in welcher der Allerheiligste seine Wohnung fand, ein Tabernakel, den Gott selbst schuf, der würdigste Wohnplatz auf Erden für den Gottessohn, der ewig im Schoße Seines Vaters wohnt.

Die Welt, in der Hoffart des Lebens vergeudet und verschwendet Blumen zur Triumphfeier der Gaumenlust in Festgelagen und zur Vergötterung der Fleischeslust in Blumenpenden für Tänzerinnen und Bühnenhelbinnen. Zur Einschläferung des ernüchternden Gedankens an den Tod bedeckt sie selbst den faulenden Leichnam mit Blumen. So werden die schönsten Gaben Gottes mißbraucht.

Wenn die Blumen reden könnten, so würden sie uns Katholiken danken, daß wir ihnen zu einem solchen erhabenen Verufe verholfsen haben, den Altar der Maien-Königin zu schmücken.

Und wenn sie dann so ihr süßes Leben am Altare Mariens dahinhauchen, so sterben sie zur Ehre Gottes, und erfüllen ihren Zweck als Geschöpfe Gottes. Alles was lebt und schwebt, ist ja nur zu diesem Zwecke erschaffen. Wird dieser Zweck verkannt und verhindert durch sündige Menschen, so wird dereinst strenge Rechenschaft darüber verlangt werden.

Wenn nur unsere Soldaten, die auf dem Schlachtfelde der Philippinen ihr Leben aufopfern, so sicher sein könnten, daß ihr Tod zur größeren Ehre Gottes gereicht, dann wäre es auch leichter, den Patriotismus unserer Amerikaner eine Tugend zu nennen.

Man ist so weit gekommen in Amerika, daß selbst sonst verständige Leute nicht mehr zwischen Recht und Unrecht unterscheiden können. Woher sonst der Zweifel, ob unser Verfahren in den Philippinen gerecht oder ungerecht ist. Und das ist leider nicht nur der Fall im gewöhnlichen Bürgerleben, es hat sich diese Verwirrung von Ideen selbst in die kirchlichen Kreise hineingeschlichen.

Man nenne es Amerikanismus, oder was anderes. Kein Name könnte es jedoch besser kennzeichnen, als der Name Amerikanismus, den selbst der Hl. Vater in seinem Hirtenbrief gebraucht.

Es war höchste Zeit, daß der Vater der katholischen Christenheit, der auf der Warte Sions steht, Manchen dieser Blinden den Staar gestochen hat. Es war nothwendig, daß man feierlich die Wahrheit verkündigte, daß es keine Tugend gibt, die nicht übernatürlich ist; daß keine persönliche Gerechtigkeit da möglich ist, wo man nicht völligen Gehorsam dem göttlich eingesetzten Lehramte der Kirche zollt; daß das geistliche und übernatürliche Leben seinen Gipfel und Glanzpunkt findet in der Befolgung der evangelischen Råthen, wie es in den anerkannten Ordensgesellschaften der Kirche der Fall ist.

Was da geschwåht wird von den Zeitungen und gerade von solchen katholischen Zeitungen, die am Meisten vom Amerikanismus angesteckt waren, über die Unschuld der Anrüchigen, die ganz erstaunt sind, daß man solche Irrthümer nur für möglich gehalten u. s. w. ist lauter Unsinn, wenn es nicht etwas Schlimmeres ist.

Der hl. Vater segnet viel lieber, als daß er verdammt. Wenn Nichts Verdammungswürdiges da gewesen wäre, denn wäre auch Nichts verdammt worden.

Gott sei Dank, daß sie Alle so unschuldig sind. Jedenfalls wird Niemand mehr in Zukunft aus Unwissenheit und lauter Einfalt des Herzens sündigen. Jetzt weiß man genau, was verdammt ist.

Was in der Politik gesündigt wird, kann allerdings nicht so unfehlbar ermittelt werden, denn da haben wir Niemand, der dem Amerikanismus den Staar stechen kann. Nur das ist und bleibt sicher, daß alle Ungerechtigkeit sich früher oder später rächt.

Meinem kurzsjchtigen Menschenverstande nach häufen wir Amerikaner eine Ungerechtigkeit auf die andere.

Da kam zuerst die ungerechte Behandlung Spaniens, dann die darauffolgende Zwangsherrschaft in den Philippinen, dann der brutale und gånzlich unberechtigte Eingriff eines amerikanischen Admirals in die Samoafrage, nur damit der Günstling der protestantischen Missionsgesellschaft den katholischen Samoanern aufgezungen würde.

In der neuesten Zeit aber bereitet sich die

allergrößte Ungerechtigkeit vor. Das ist die Verschwörung des Kapitalismus, der sich in kolossalen Syndikaten zusammenzieht zum Verderben des Kleinhandels und zur gänzlichen Knechtung der Arbeiterwelt.

Das sind lauter Vorboten eines schrecklichen Sturmes, den man sich heraufbeschwört.

In Amerika geht Alles viel rascher als in Europa. Dort haben sich die Vulkane schon mehr oder weniger ausgetobt. So war es neulich möglich in Frankreich, obschon es zur Zeit höchst aufgereggt war, einen neuen Präsidenten im Nu zu wählen und einzusetzen, als der frühere mit Tod abging.

Aber wenn es hier zum Ausbruch kommt, dann kann man sich auf einen Sturm gefaßt machen, wie ihn die Welt bis jetzt noch nicht erlebt hat.

Die Kirche ist der einzige Rettungsanker der

menschlichen Gesellschaft. Es ist daher ein erfreuliches Zeichen, daß die Kirche sich immer großartiger entwickelt in ganz Nordamerika.

In Toronto hat man jetzt einen neuen Erzbischof. Most Reverend Denis D' Connor, bisher Bischof von London in Ontario. Am 3. Mai wird derselbe seinen erzbischöflichen Stuhl besteigen.

Unseren Lesern und Gönnern wird es eine erfreuliche Nachricht sein, daß eine der ersten Amtsverrichtungen des neuen Erzbischofes die feierliche Einweihung des nunmehr fertiggestellten Hospizes unserer Karmelitenbäter zu Niagara Falls sein wird.

Im nächsten Hefte wird Näheres darüber berichtet werden. Man hat mir die Versicherung gegeben, daß in Zukunft monatlich die neuesten Entwicklungen dieses Unternehmens in der „Rundschau“ bekannt gemacht werden.

Das Gedächtniß der Passion Christi in der deutschen Pflanzenwelt.

In sinniger, hochpoetischer Weise hat unser Volk durch die Namen, die es einer ganzen Anzahl von Blumen gegeben, das Gedächtniß des Leidens Christi in die deutsche Pflanzenwelt hineingeschrieben. Wir brauchen zum Erweise nur Namen zu nennen, wie das sogenannte Kreuzblatt, das Gölbenkreuzblatt, die Kreuzraute, die, in der Charwoche gepflanzt, nach dem Volksglauben heilkräftig ist, den Rautenkranz, der auch im sächsischen Wappen ursprünglich die Dornenkrone Christi bedeutet, die gewöhnliche Kreuzblume, die bittere Kreuzblume, den Kreuzenzian, auch Speerenstich genannt. Von oben auf die Pflanze gesehen, bilden die grünen Blätter ein Kreuz unter der Blüthe, die Wurzel ist kreuzweise durchstoßen und bildet den Speerstich ab, den der Heiland am Kreuze erhielt.

Unser Volk beobachtet fein, scharf und sinnig. Alles Vergängliche ist ihm ein Gleichniß. Zu diesem Verzeichniß, das vielfacher Bereicherung fähig wäre, sei hier noch beigefügt das „heilige Kreuzholz“, das alte „Helgenholz“, d. h. die Mistel. Schon in der nordischen

Mythologie galt sie als besonders heilig. Das Christenthum nahm dem Volke seine Lieblingspflanze aus dem Heidenthume nicht, sondern heiligte sie; und indem das als Arznei und als Zauber beim Volk im höchsten Ansehen stehende wunderthätige Holz den Namen „Kreuzholz“ erhielt, wies es auf die wunderbare Kraft des Kreuzes Christi hin.

Wir nennen ferner den Kreuzdorn, dann die sogenannten Blutströpfchen, von denen die Sage berichtet: „Als der Erlöser am Kreuze hing, fielen Blutströpfchen in das grüne Gras, und es wurden rothe Blümchen daraus, die seitdem jedes Jahr wieder am Waldestrand und Anger blühen und an Jesu Leiden am Charfreitag erinnern.“ Die Satans- und Bocksdornen dagegen, auch Jammerdornen genannt, die mit Vorliebe an entlegenen, selten von Menschen betretenen Orten wuchern, gemahnen an den unseligen Wandersmann Ahasver, den ewigen Juden. Wo sie stehen, da hat er zu rasten versucht. Nach dem Volksglauben sind sie entsprossen aus dem Dornenstock, mit dem der Schuster Ahasver den Hei-

land schlug, als dieser auf dem Wege nach Golgatha vor dessen Thür unter der Kreuzeslast zusammenbrach.

Nach märkischer Sage soll aus den Zweigen und Blättern der Stachelreife des Heilandes Hauptzier, die Dornenkrone, gefertigt sein. Indem aber sein Antlitz unter seines Hauptes Blut und Wunden erbleichte, übertrug sich dessen Glanz auf die Blätter seines Todes schmuckes; und indem sein heiliges Blut das Laub benetzte, färbten sich dessen Spitzen und Rand mit leuchtendem Roth.

Von der Trauerweide singt Kopisch:
Ein stolzer Baum war sie in Jesu Tagen,
Bis man mit ihren Zweigen den Herrn geschlagen,
Als sie mißbraucht sich sah zu Gottes Hohne,
Da neigte vor Wehmuth sie die Krone.

Ebenso läßt Bäßler sie klagen:

Eines liegt mir auf dem Herzen,
Eines kann ich nicht verschmerzen,
Daß ich bargab jene Ruthe,
Die den Heiland machten bluten!

Schon im nordischen Alterthum war die Trauerweide das Sinnbild von Tod und Ster-

ben; aber die Legende sagt, daß erst, als von der Weide die Ruthe zur Geißelung Christi genommen worden, sie ihre Zweige in Scham und Trauer zur Erde gesenkt und nie wieder aufgenommen habe.

Im Gegensatz zur Trauerweide läßt Bäßler die Tanne in ihrer Fülle immergründer Kraft und Jugend rühmen:

Ich bin jener Baum gewesen,
Welchen Gott hat auserlesen,
Seinem Sohn zum Kreuzestamme,
Zum Altar dem Gotteslamme;
Denn mich hat das Blut getränktet,
Welches ewiges Leben schenket.

In der Neumark, auch in Schlesien geht die Sage, der Wachholder, der von allen Nadelhölzern hartes Holz gehabt und vornehmlich wageredht vom Stamm abstehende Zweige, sei als Baum zur Herstellung des Kreuzes Christi benutzt worden. Seitdem wäre des Wachholders Wuchs verkümmert. Er kann wohl noch lang aufschließen, aber nie Baumgestalt mit festem Gezweig erreichen; er muß strauchartig bleiben. Auch tragen seine reifen blauen Beeren oben einen Kreuzeschnitt.

Arbeite, so lange es Tag ist; denn es kömmt die Nacht, wo Niemand mehr arbeiten kann.

Alles was ihr thut, ihr mügt essen oder trinken, thut im Namen Jesu Christi.

Abgenommen hat Maria dem Himmel die Sonne, um sich dar:in zu hüllen; den Mond, um ihn als Schemel ihrer Füße zu gebrauchen; die Sterne, um ihr Haupt damit zu krönen; sie geht nicht in den Himmel ein, sie trägt ihn um sich wie einen Schmuck, nein, sie selbst ist ein Himmel, die Wohnung Gottes, der Aufenthalt der Engel, das Paradies der Heiligen, der Ort ewiger Freude und Seligkeit!

Als die ehrwürdige Maria Klotildis, Königin von Sardinien, auf dem Sterbebette lag, brachte ihr der Beichtvater die heiß erwartete Nachricht, daß der König ihr Gemahl, endlich nach langem Kampfe sich in Gottes Willen er-

geben habe, der sie von dieser Welt abrief. Da sprach sie: O welche Freude, mein Vater! Nun, da ich dies weiß, habe ich nichts mehr zu verlangen, als das Paradies! — So, geliebte Christen, sollen auch wir sprechen: Nun da ich weiß, daß Maria mein Himmel ist habe ich kein anderes Verlangen mehr als nach diesem Himmel. Ihr zu dienen sei mein einziges Sehnen, ihr wohlzugefallen, sie nachzuahmen mein einziges Streben, ihre Liebe, Huld und Gnade mein einziger Wunsch! Zwei Dinge sollen mich dazu begeistern. Je größer deine Sehnsucht nach dem Himmel ist, sagt die heil. Theresia, desto sicherer erreichst du ihn. Maria wird also desto eher mein Himmel, je mehr ich mich darnach sehne und verlange. Dann spricht der heil. Laurentius Justiniani: Wenn du auf Erden nicht ohne Maria sein kannst, will sie auch im Himmel nicht ohne dich sein! Die Liebe zu Maria ist also das sicherste Mittel, selig zu werden und in den Himmel zu kommen.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.

Knute und Palme.

Weibe trägt der Czar in seinen Händen : in der einen die Knute, in der anderen die Palme; jene schwingt er über die eigenen Völker, mit dieser wedelt er den anderen Potentaten zu !

Und dieser doppelgesichtige Janus wähnt, sich als Friedens-Heiland aufspielen zu müssen. Das Allerweltsfriedens = Papperlament im Haag wird sich in der Folge als ein klägliches Fiasco erweisen. Zumal ihm die Weihe fehlt: die Vertretung des Papstes.

Doch schrieben wir schon vor Monaten Folgendes über diesen Völker-Congreß :

„Welch' rauschende Friedens = Schalmeien ertönen von Land zu Land, und welch' großartige Völker = Friedens-Idee geht von St. Petersburg aus in die Welt. — Menschliche Hoffart und menschliche Thorheit. Die Taube mit dem Delzweig flog von der Arche Gottes aus und die allein erlösende Friedenskunde dringt aus der Arche des neuen Bundes, dem armen Heim in Bethlehem. Dort liegt der Friedensfürst, von dort her müssen die Völker ihren Frieden holen. Zur Krippe müssen sie wallfahrten, demüthig, vertrauensvoll und gläubig ; denn Frieden wird's nicht in der Welt, nicht anders als durch Christus,“

Also an den Weltfrieden können wir vorerst nicht glauben. Desto mehr müssen wir aber die Knute anerkennen. Sie ist das Reichs-Scepter der russischen Herrscher. Blicken wir nach dem Lande der Romanow's !

Die russische Gewaltpolitik, welche die katholische Kirche und das Großherzogthum Polen zur Genüge kennen gelernt haben, feiert zur Zeit neue Triumphe. Das Großfürstenthum Finnland, daß seit 1809 durch Personalunion mit Rußland verbunden ist, wird gegenwärtig mit brutalkster Gewalt „russifizirt“, das heißt, der letzten Reste seiner Selbstständigkeit beraubt ! Das ist um so schmälicher, als Kai-

ser Nikolaus II. bei seiner Thronbesteigung dem Großfürstenthum Finnland seine sonderrechtliche Verfassung ausdrücklich bestätigt hat !

Die auf die Russifizierung Finnlands gerichtete Bewegung geht in der Hauptsache auf 10 Jahre zurück. Nachdem 1886 den Ständen Finnlands noch das Recht gewährt worden war, selbstständige Anträge an die Krone zu richten, ging bald darauf die allgemeine Hege in der russischen Presse los gegen die Selbstständigkeit des thatsächlich doch nur durch Personalunion angegliederten Großfürstenthums. Der russischen Regierung kam diese Hege recht gelegen und rasch wurde mit der Russifizierung begonnen, zunächst auf dem Gebiete der Post, des Münz- und Zollwesens. Zu diesem Zwecke wurden drei Kommissionen in St. Petersburg ins Leben gerufen ; schon 1890 verlor das finnländische Postwesen seine Selbstständigkeit und wurde dem russischen Minister des Innern als oberster Instanz unterstellt. Sodann wurde die selbstständige Strafgesetzgebung Finnlands außer Kraft gesetzt. Damit waren die Finnländer der berückichtigten russischen Justiz ausgeliefert !

Jetzt gingen den Finnländern die Augen auf, so daß nicht nur Vorstellungen wegen der bedenklichen Beunruhigung im Lande über die russischen Pläne und Maßregeln von den „gehorsamen und allertreuesten Ständen“ erhoben wurden, sondern daß diese Stände sogar in aller Form gegen die Maßregeln auf dem Gebiete der Post und der Strafjustiz Einspruch erhoben. Das erweckte den ganzen Grimm der russischen Machthaber und sofort wurde ein eiferes Strafgericht etablirt. Vor Allem wurde die Presse Finnlands geknebelt : der russische Generalgouverneur konnte nach Herzenslust schalten und walten, strafen und unterdrücken, wo und wann eine unliebsame Pressbemerkung sich bemerkbar machte. Das besondere Comité für die finnländischen Angele-

gen, welches in Petersburg neben dem dortigen Kabinete bestand und äußerlich die staatliche Selbstständigkeit Finnlands kennzeichnete, wurde ohne Weiteres abgeschafft. Dann spannte man die obere finnländische Landesverwaltung auf den russischen Leisten, und die Befugnisse des finnländischen Senats wurden eingeschränkt, ohne daß dazu die verfassungsmäßige oder doch gewohnheitsrechtliche Mitwirkung der dortigen Stände gesucht worden wäre.

Nun trat eine Zeit lang Ruhe ein, und schon glaubte man in Finnland, daß die russischen Gewaltmenschen genug hätten, an der Schamlosen Vergewaltigung des kleinen und wehrlosen Landes, — da ging zu Anfang dieses Jahres der Tanz von Neuem los! Nachdem die russische Presse das übliche Präludium besorgt hatte, wurde am 15. Febr. d. J. ein Dekret erlassen, wonach der Landtag von Finnland überhaupt das Recht verliert, Beschlüsse mit mehr oder weniger bindender Kraft zu fassen und ihm nur die Bedeutung einer beratenden Körperschaft bleibt. Aus einem wirklichen Parlamente war also über Nacht ein bloßes Scheinparlament geworden, zur größten Enttäufung der Bewohner Finnlands und zur maßlosen Freude der Russen. Wie die parlamentarische Selbstständigkeit — einem echten Rufsen an sich ein Greuel als Werk des faulen Westens — Finnlands herabgedrückt ist, ergiebt sich im Einzelnen aus dem betreffenden Erlaß, wonach zur angeblichen Beseitigung von „Mängeln,“ die bei der Schaffung von Gesetzen für das ganze Reich zu Tage getreten seien, eine „feste Ordnung“ für die Ausarbeitung und den Erlaß von Gesetzen, die eine allgemeine staatliche Bedeutung haben, eingeführt wird. Danach soll in Zukunft jeder Gesetzentwurf nach Begutachtung durch die finnländischen Generalgouverneur, Ministerstaatssekretär und Senat dem russischen Reichsrathe durch den Reichsminister nebst dem Gutachten des finnländischen Senates und des Landtages vorgelegt werden. Der russische Reichsrath prüft den Gesetzentwurf gemeinschaftlich mit dem finnländischen Generalgouverneur und Ministerstaatssekretär, sowie den Mitgliedern des

finnländischen Senates, die von dem russischen Kaiser ernannt werden.

Das sagt genug. Der Senat von Finnland hat in ruhig-ernster Weise Protest erhoben und staatsrechtliche Kundgebungen erlassen, was aber als „revolutionär“ verfahren wird, um so als willkommenen Handhabe für Gewaltpolitik zu dienen. „Aufreizung des Volkes zum Ungehorsam und Widerstand!“ lärmt die russische Presse. 500 Finnländer sind vor einigen Tagen in St. Petersburg eingetroffen, um beim Czaren vorstellig zu werden. Sie wurden aber nicht empfangen, weil sie (angeblich) keinen Anspruch auf die Bezeichnung einer Deputation erheben konnten, da sie weder Vollmachten, noch eine Aufforderung, noch die Erlaubniß des russischen Generalgouverneurs (!) besaßen. Dafür wurde ihnen die zwangsweise Rückverbringung in die Heimath angedroht, wenn sie nicht schleunigst zurückkehren sollten. Und damit den Finnländern ein für alle Male die Lust zu solchen Seitensprüngen vergeht, wurde dem russischen Generalgouverneur auf Finnland ein Generalbeigegeben, der den bedauernswerthen Leuten ja sicherlich „mores“ lehren wird. — Das ist die Ausführung des schönen Satzes, daß die Gewalt das Recht achten müsse, welcher Satz in dem Abrüstungs- und Friedensmanifest des russischen Czaren im vergangenen Sommer die civilisirte Welt in Staunen setzte. Der „friedliebende“ Czar wird aber auch fernerhin die Mächte zum Abrüsten mahnen und ihnen eindringlich ans Herz legen, daß die Gewalt das Recht achten müsse — a u ß e r h a l b Rußlands nämlich.

„Gott schütze Frankreich“

(Dieu protege la France) ist bekanntlich die alte Devise, welche auf dem Rande der französischen Goldmünzen eingepreßt ist, wie auf den preußischen Thälern „Gott mit uns“, auf den Schweizer Münzen: Dominus providet (Gott sorgt für uns) u. s. w. Den französischen Socialisten paßt es aber schon längst nicht, daß jedes französische Goldstück an das Dasein Gottes erinnert und sie wollen

die Umschrift beseitigen. Am 5. April gab es bei einer Berathung des Finanz-Budgets in der Deputirtenkammer darüber mehrstündige Erörterungen. So kam es, daß nicht der Kultusminister, sondern der Finanzminister Peytral genöthigt war, die Fortexistenz Gottes und seinen Schutz über Frankreich zu vertheidigen, was er in ziemlich ausweichender Form that: „Es stört mich durchaus nicht, wenn ich weiß, daß Gott Frankreich schützt; was ich aber verlange, das ist, daß Frankreich sich selbst zu schützen wisse.“ Womit der alte Spruch ein wenig umgedreht war: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ Die Kammer beschloß mit 295 gegen 153 Stimmen, daß die alte Münzinschrift „Dieu protege la France“ auf der bescheidenen Stelle des Münzrandes bleiben solle. Also eine Mehrheit von ganzen 143 Stimmen hat dem Herrgott auch fernerhin Unterstand in Frankreich gesichert! —

Von der kaiserlichen Schenkung in Jerusalem.

Gegenwärtig ist die Umfassungsmauer um das Grundstück Mariä Heimgang beinahe fertiggestellt. In der letzten Zeit war der Winterregen vielfach hindernd aufgetreten. Den Bau, welcher im Auftrage des Kaisers ausgeführt wird, leitet Regierungsbaumeister Grote. Zugleich mit den Fundamentierungsarbeiten dieser Grotte fanden auch einige Nachgrabungen statt, bei welchen man auf Mauerreste und einige Alterthümer stieß. Die Bodenforschungen und Nachgrabungen auf dem Platze selbst konnten jedoch einstweilen nur so weit geschehen, als der Bau der Umfassungsmauer es zuließ. Hier und da im Schutte zerstreut, wurden Bruchstücke von Gesimsen, Säulenkapitellen u. s. w. gefunden, welche in der Bauhütte vor der Umfassungsmauer aufbewahrt werden. Nahe an der Mauer stieß man auf einige Gräber, in denen man eine kupferne und mehrere gläserne Armspangen fand. Unter dem Schutte fand sich eine von Osten nach Westen laufende Mauer, und in dieser Mauer ein Säulenstück, von ungefähr 1½ Meter Länge und 66 Centimeter Durchmesser, so-

wie eine zerbrochene Säulenbasis, welche zu einer Säule von 1,25 Meter Durchmesser gehörte. Beide Stücke sind aus dem Kalkstein des Gebirges Juda, von welchem auch die Erbsenkirche gehaut ist. Ob in dieser Mauer die Außenmauer einer alten Kirche gefunden ist, kann man noch nicht mit Sicherheit behaupten und müssen die weiteren Nachforschungen ergeben. Im ganzen sind auf dem Berge Zion und zwar speciell auf dem vom Kaiser geschenkten Platze, im Laufe der Zeit vier Kirchen erbaut worden. Zunächst stand hier die heilige Sion, jenes Heiligthum, welches seinen Ursprung in die ersten christlichen Zeiten zurückführt. Im vierten Jahrhundert trat an die Stelle die große, aus Ober- und Unterkirche bestehende Basilika, welche Jahrhunderte hindurch von den frommen Pilgern besucht wurde. Die Kreuzfahrer fanden dieselbe in Trümmern, betrachteten es aber als eine heilige Pflicht, die kostbare Stätte mit einer neuen Kirche zu überbauen; es erhob sich eine neue Basilika von derselben Bauform wie die vorhergehende, und ein Kloster der Augustinerchorherren; im 13. Jahrhundert wurde auch diese von den Sarazenen zerstört. 1342 kaufte König Roger von Sicilien die heiligen Stätten Palästinas vom Sultan Naser Mohammed und schenkte dieselben dem Heiligen Stuhle. Papst Clemens VI. übernahm am 21. November 1342 die Schenkung und nun erhebt sich eine neue Basilika, die vierte Kirche auf Sion, in welcher die Franziskaner den Gottesdienst versahen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die Franziskaner verdrängt und die Kirche zerstört; von letzterer bestehen nur noch zwei gewölbte Räume „Sie sind dieselben“, sagt der jetzige Bischof Keppler in seinem Buche, „Wander- und Wallfahrten im Orient“, „auch nicht sehr alt, so besteht doch dafür alle Gewähr, daß die Mauerreste genau die Stelle der ältesten Bauten einnehmen, und wohl mancher Stein mag aus den Trümmern der früheren Bauten in diesen Mauern eingefügt sein.“ Diese Worte kennzeichnen, meint eine Correspondenz der „Köln. Volksztg.“, die Bedeutung der bereits jetzt und noch mehr demnächst beim Baue der fünften Kirche auf dem Berge Zion an den Tag tretenden Mauerreste.

„Ansgar Albing.“

Der Name ist den Lesern der „Rundschau“ ein geläufiger und beliebter; sein Träger ist ja ein gefeierter und hochverdienter „Mitarbeiter der Rundschau vom Berge Karmel“. Ueber sein großes Romanwerk „Moribus paternis“ haben wir schon Mittheilung gemacht und ist dasselbe auch bereits in Hunderten von Exemplaren in den Händen deutsch-amerikanischer Leser. Wer es aber noch nicht im Besitz hat, sollte es durch Herder in St. Louis beziehen. Dasselbe hat seinen Autor mit einem Schlage berühmt gemacht und ein Abglanz der ihm wiederfahrenen Ehre fällt auch auf unsere Marienschrift, die das Glück hatte, schon so viele herrliche Erzählungen und Gedichte aus der Feder von Ansgar Albing publiciren zu dürfen.

Wir erachten es für unsere angenehme Pflicht, nachdem wir selbst in gerechter Begeisterung dem gelehrten deutsch-amerikanischen Dichter gehuldigt haben, unsern Lesern und allen Freunden der kath. Literatur auch einmal die Urtheile der angesehensten und bedeutendsten Blätter Deutschlands vorlegen zu dürfen. Hier eine kleine Auswahl von Kritiken, die uns in Masse vorliegen und Moribus paternis als einen der allerbesten kath. Romane, ja geradezu einstimmig als ein epochemachendes Werk bezeichnen.

Das in Stuttgart erscheinende „Deutsches Tageblatt“ schreibt:

„Eine zweite Novität neben dem historischen Roman „Lucius Flavius“ ist der Gesellschaftsroman Moribus paternis“ von Ansgar Albing, zwei Bände von je 290 Seiten, zusammen broschirt Mk. 4.—, in Originalband Mk. 6.—, Verlag gleichfalls von Herder in Freiburg. Die Geschichte spielt in einer Hamburger großen Familie, deren Glieder theils in Hamburg selbst wohnen, theils (dies die katholische Linie) in Oesterreich bezw. Italien. Ein tiefer Riß gähnt zwischen diesen beiden Linien: denn der vornehme Hamburger Senator und Bürgermeister Prätorius hat es seinem Bruder Julius, dem Konsul in Triest,

nicht verziehen, daß er mit seiner Familie katholisch geworden ist; seine Devise „moribus paternis“ — treu dem Herkommen der Väter — gebietet ihm das. Sein einziger Sohn aber lernt in Italien unvermuthet die katholischen Verwandten kennen und lieben und kommt zu einer gerechteren Auffassung von der katholischen Religion. Besonders bringen ihn seine Gefühle der Cousine nahe, die aber schließlich das fast übermenschliche Opfer ihrer eigenen tiefen Zuneigung bringt und in ein strenges Kloster geht, um ihm die Gnade der Erkenntniß der Wahrheit zu erbeten, was dann auch gelingt, so daß der feingebildete, hochsinnige junge Mann nach langem Kämpfen nicht nur katholisch, sondern sogar Priester wird. Dieser äußere Gang der Haupt-handlung ist aber noch durch eine reiche Eingliederung von bestimmenden weiteren Personen und Episoden umrankt, von welchen jede für sich ein wirklich eigenartiges, originelles Gepräge trägt, daß sie nur auf dem Boden dieses Romans gewachsen sein können, in der Hamburger Großstadt und in ihrem Leben. Da figuriren Prätorius' Schwager, der Industrielle Anring, ein Lebemann, und seine Gemahlin, Julie, die eine „Vergangenheit“ hat, in der Gegenwart aber ästhetische Abende hält und die Philanthropin spielt, nebenbei nicht unterläßt, ununterbrochen Heirathsprojekte für ihre Tochter, die originelle, kraftvolle, aber excentrische Alice macht (die letztere wird dann auf einige Zeit Diakonissin, heirathet aber später, was entschieden ihr richtiger Beruf war); da ist auf Seiten der katholischen Linie die leidende, feinfühlende und edle Gemahlin des Konsuls Julius Prätorius und seine prächtigen Kinder: die sinnige schöne Stephanie, welche für den jungen Hermann Prätorius das Opfer ihres Lebensglückes bringt, ihr prächtiger kleiner Bruder Rainer, die alte taube Generalswittve, die Konvertitin, und eine Reihe origineller kleinerer Figuren. In die Haupterzählung verwebt sich in der Gestalt des angeblichen zweiten Sohnes des Bürgermeisters Prätorius ein illegitimer Sprosse seiner Schwester, ein ganz verlottertes Subjekt, das sich selbst das Leben nimmt, eine interessante spannende Epi-

sode: eine weitere tragikomische Art bildet der fürchterliche Reinfall der Frau Julie Amring mit dem angeblichen russischen Grafen, der ihren Mann um 6000 Mark anpumpt — auf ihre Veranlassung, — ihrer Alice den Hof macht und dann durchbrennt, sowie das Verhältniß dieses Gauners zu der jungen Jüdin und zu der englischen „Erzieherin“ im Hause Prätorius, die selbst eine Hochstaplerin ist; überaus interessant gestaltet sich die Scene bei der Hamburger Wahrsagerin, die Beschreibung des Jubiläums des Bürgermeisters mit all' den verschiedenen Gästen, die dazu eintreffen, das widerlich-aufdringende Gebahren des Pastors Turner, der den jungen Prätorius in Rom förmlich überwachen läßt u. s. w.; ergreifend, groß und schön ist das Ende des Ganzen. Es ist ein Gesellschaftsroman ersten Ranges. Seitdem der Meisterhand der Gräfin Hahn-Hahn die Feder entfunken ist, ist kein Gesellschaftsroman mehr auf unserem Boden erwachsen, der mit solcher Sicherheit und Ruhe eine so erweiterte und stets fortschreitende Handlung so elegant und vornehm behandelt hat, wie dies „Ansgar Albing“ (wohl eine Pseudonym? Der Verfasser sei ein aus Hamburg gebürtiger Geistlicher, Ordensmann in Amerika) in seinem „Moribus paternis“ gethan hat. Wir versprechen dem Meisterwerke hohen Erfolg und noch manche Auflage; es kann jedem Erwachsenen ruhig in die Hand gegeben werden und muß besonders durch die auf dem Grunde des Ganzen fluthende und oft genug auch die Oberfläche bewegende Religiosität nur im besten Sinne veredelnd und anregend wirken.“

* * *

In den „Dichterstimmen der Gegenwart“ äußert sich der gefeierte Literat Leo Teppe van Heemstede folgendermaßen über Albing's brillantes Werk:

„Die anspruchsvollen Aesthetiker a la „Veremundus“ werden auch mit diesem Roman nicht zufrieden sein, da er die ausgesprochene Tendenz hat, die Vorzüge des alten vor dem neuen Glauben nach den verschiedensten Seiten hin in allen Lebenslagen, sowie in ar-

ticulo mortis zu beleuchten und klar hervortreten zu lassen. Die Erzählung ist in der Hauptsache eine Conversionsgeschichte, in welcher religiöse Gespräche und Auseinandersetzungen einen nicht unbeträchtlichen Raum einnehmen. Wenn diese in einem Roman nicht hineingehören, dann ja könnte vorliegende Erzählung als Kunstwerk nicht in Betracht kommen, aber woher darf Jemand, er heiße wie er wolle, das Recht hernehmen, die höchsten und wichtigsten Fragen des Lebens aus einer Kunstform auszuschließen, die mehr wie jede andere geeignet ist, das ganze Menschenleben abzuspiegeln? Die Kritik hat nur danach zu fragen, ob die in dem Roman zur Sprache gebrachten Dinge organisch mit dem Gang der Begebenheiten verwachsen sind, und wenn diese Frage zu bejahen ist, so ergibt sich das weitere von selbst. In vorliegender Erzählung nun ist die Hauptperson der alte hochangesehene Bürgermeister Casar Prätorius, der mit aller Zähigkeit an den altväterlichen Sitten — moribus paternis ist der Wahlspruch auf dem Wappen seines Hauses — und damit auch an der ererbten Religion, dem Protestantismus, festhält. Mit seinem Bruder, der sich mit einer österreichischen Gräfin verheirathete und zum Katholicismus übertrat, hat er sich deshalb überworfen, und als sein jüngster Sohn in Italien mit der katholischen Cousine bekannt wird und sein Herz an sie verliert, stemmt sich der alte Bürgermeister mit aller Kraft gegen diese Verbindung, während der Sohn in den heftigsten Kämpfen zwischen seiner Liebe und seinem Glauben hin und her schwankt. Unter solchen Verhältnissen muß die Apologetik natürlich in den Vordergrund treten, immerhin aber nur in solchem Maße, daß sie der Erzählung keinen Abbruch thut. Ansgar Albing, unter welchem Namen sich ein vielerfahrener und in den Wissenschaften, namentlich in der Geschichte und der Theologie äußerst bewandeter Mann verbirgt, hat es meisterhaft verstanden, an der gefährlichen Klippe trockener und langweiliger Deduktionen vorbeizufegeln und das, was in ungeschickten Händen ein hemmendes Element wäre, als förderndes zu benutzen. Die Gespräche zwi-

sehen dem durch das Studium der Geschichte zur katholischen Kirche geführten Professor Zinder und dem in Zweifeln ringenden jungen Prätorius sind ungemein anregend und von überzeugender Beweisraft, sodaß sie auf Alle, die der Wahrheit nicht hartnäckig widerstreben, ohne Zweifel einen tiefen Eindruck machen werden. Aber selbst ausschließlich vom literarisch künstlerischen Standpunkt betrachtet ist die Darstellung und ausführliche Schilderung der Seelenkämpfe bei dem aufrichtig forschenden Gelehrten, dem schwankenden Jüngling und dem fast bis zum letzten Athemzuge sich sträubenden Greise den besten Parthien des Romans beizuzählen. Nicht am wenigsten fesselnd ist „Herzmanns Tagebuch“, in sehr geschickter Weise dem Ganzen als Anhang zugefügt. Aber auch an äußeren romantischen Begebenheiten ist die Erzählung ungemein reich; die Hamburger Verhältnisse sind mit einer Sicherheit geschildert, die in jeder Zeile den Kenner ausweist, die Charakteristik der einzelnen Personen ist greifbar, die Sprache von einer verblüffenden Natürlichkeit, ohne je zum platten Realismus herabzusinken. Die Hauptpointe der Erzählung liegt in den Worten des Tagebuches: „Moribus paternis! Ja, nach dem alten Glauben der Väter.“ Die Art und Weise, wie der Verfasser seine schwierige Aufgabe gelöst hat, fortwährend bemüht, die Regeln der Kunst sorgfältig inne zu halten und nach keiner Seite hin Anstoß zu geben, ist ein vollgiltiger Beweis seiner Superiorität auf belletristischem Gebiete, von welcher wir hoffentlich noch zahlreiche Proben zu gewärtigen haben.

* * *

Die bekannte „Augsburger Postzeitung“ (protestantisch) spricht sich über die kath. Dichtung folgendermaßen aus:

In Ungar Albing ist uns Deutschen ein Coloma im Kleinen aufgegangen. In der Kunst, aus den Reminiscenzen der täglichen Beobachtung die künstlerischen, einheitlichen Gestalten der Novelle herauszuarbeiten, in der Art, diese Personen mit einem bestimmten culturgeschichtlichen Milieu zu verschmelzen, weiter in der Besonderheit der Darstellung, wie die

Handlung in einer Reihe von fein ausgeführten Situationsbildern an uns vorübergeleitet, und last not least in dem köstlichen Humor der Schilderung, überall zeigt sich etwas vom Geiste des Padre, und schließlich treffen sich beide in der katholischen Tendenz. Man mag versucht sein, immer vergleichend, noch weiter zu gehen; man wird dann vielleicht auch eine gewisse Gemeinsamkeit kleiner und vergehlicher Schwächen finden; man wird vielleicht über ein lockeres Gefüge der Handlung, über Mangel an steter strenger Einheit klagen, und die ganz Strengen von Beruf wollen dann gewiß, ungehalten über das Episodenhafte der Handlung, das ausgeschieden wissen, was an sich — das Beste ist, in beiden Romanen. Es läge nahe, die Parallele auch im Detail durchzuführen; man denke an das Ende im Kloster . . . an Billamelon und Amring, die beiden Bonvivants und Paralytiker: . . . Die Bankiersfrau in den „Requencnes“ hat ihr köstliches Gegenstück in Madame Amring . . . und im alten Oberst Ruheleben mit seinem malitiosen „Warum?“ mag man vielleicht ein Stück vom Spötter Diogenes entdecken. Genug, wir beschränken uns auf eine ganz allgemeine Bezugnahme auf den zeitgenössischen spanischen Novellisten, wie sie uns zur Charakterisirung des deutschen Schriftstellers und seines künstlerischen Genres zweckdienlich erschien, können uns aber dabei den Hinweis auf die Schwächen des deutschen Romanes nicht ersparen, die, je mehr wir uns in den zweiten Band vertiefen, desto unangenehmer hervortreten, und uns dessen belehren, daß eben noch ein nicht zu unterschätzender Unterschied zwischen dem Autor der „Moribus paternis“ und dem der „Requencnes“ besteht. Diese Feinheit der Realistik, dieser packende Humor, diese köstliche Anschaulichkeit der Schilderung, wie sie dem ganzen Werke des Spaniers vom Anfang bis zum Ende eigen sind, findet sich in dem Grade bei Albing eben doch nur in einzelnen Szenen, die aber so meisterhaft gelungen sind, daß sie allein genügen, um dem Buche einen literarischen Werth zu verleihen: wir erinnern die Scene bei der Rartenschlägerin, an die Scene zwischen dem Bürgermeister und Casar Prätorius junior, an

den „ästhetischen Thee“, an Amrings Abenteuer in der Pferdebahn. — Die Szenen, die wir eben anführen, sind fast ausnahmslos von der Art, daß in ihnen die menschliche Schwäche Gegenstand einer humorvollen Schilderung wird. Darin eben unterscheidet sich der Realismus des Ansgar Albing von dem des Coloma, daß er weniger der moderne ist, daß er weniger zur Schilderung der menschlichen Schlechtigkeit und mehr zur Schilderung der menschlichen Schwäche neigt. Wenn die Kunst die Wirklichkeit wieder spiegeln soll, ist das ein Vorzug: denn es gibt in der That unendlich viel Schwäche und vielleicht sehr wenig Schlechtigkeit. Die Hauptpersonen gehören durchaus zum Typus des edlen Menschen, der vielleicht in dem Roman etwas reichlicher vertreten ist, als im Leben; der Verfasser begnügt sich für seine Helden nicht mit dem rein psychologischen Interesse, das die große Sünderin der Bequennesses auf sich lenkt. — Indessen verlangen beide Werke, auch vom Gesichtspunkt der Tendenz betrachtet zu werden, und hier ergibt sich ein Unterschied, der, wie wir fürchten, sich sehr zu Ungunsten des deutschen Romans geltend machen wird. Die Tendenz, das kann nicht bestritten werden, geht bei beiden aus dem Katholizismus hervor. Allein indem sie sich in den Bequennesses im Wesentlichen gegen ein **a l l g e m e i n m e n s c h l i c h e s** ethisches Uebel richtet, trägt sie nicht so sehr den **c o n f e s s i o n e l l e n** Charakter, den sie im Roman Albing's annimmt, wo, wenn wir so sagen dürfen, ihr Gegenpiel der Protestantismus ist; der Roman A. Albing's, das sei schon hier bemerkt, ist eben eine Convertitengeschichte, oder, richtiger gesagt, der kulturhistorische Sittenroman des ersten Buches wächst sich im zweiten Buch zu einer solchen aus.

Ansgar Albing ist, wie gesagt, ein feinsinnig-realistischer Beobachter. Seine offenbar nach Modellen gearbeiteten Gestalten erwecken wiederum den Eindruck der **W i r k l i c h k e i t** und die Erzählung den einer „**w a h r e n G e s c h i c h t e**“. Daß der Verfasser diesen Grad der **I l l u s i o n** wirklich erreicht, ist der beste Beweis seiner Kunst. Der Autor scheint — ebenso wie Coloma — eine Rolle in

der Gesellschaft gespielt zu haben und alles in irgend einer Form selbst erlebt oder selbst beobachtet zu haben, was er schildert. Darum ist seine Hand so sicher in der Zeichnung der Charaktere: darum sind ihm einige so meisterhaft gelungen, daß wir sie zu den feinsten Gestalten unserer Tagesnovellistik rechnen: wir können uns nicht enthalten, auf einige dieser Cabinetstücke im Besonderen hinzuweisen: das Ehepaar Amring, den Bürgermeister Pratorius, Alice Herman und vor Allem — die feinste Gestalt — Stephanie.

Die Sprache, die Art der Darstellung ist eine einfachschlichte und dabei doch eine **n a t ü r l i c h** = geistreiche. Der besondere Reiz der Darstellung aber liegt in der geschickt fingierten Objektivität, in der souveränen Ruhe des gelassen schildernden Autors. — Um so unbegreiflicher erscheint es, wie der Autor mit einem Male **d e r a r t** aus seiner Rolle fällt, daß er uns „**liebe Leser**“ mit der Apostrophe der Seite 55 (Band I) beglückt, um uns, nachdem er uns ein bißchen in Reflexionen geschaukelt, mit sechs Säulen wieder zum Thema zu transportieren. Wie gesagt, diese Abschweifung und der sich anschließende plumpe Uebergang passen so ganz und gar nicht zum Charakter der Schreibweise, daß ich schon die Philologen mit der Erklärung bereit sehe, der ganze Passus sei ein Einschleissel von fremder Hand.

Auch anderweitig machen sich störende Abschweifungen bemerkbar (cfr. die Expectorationen der Seite 229 ff., Band I). Wir glauben nicht, daß das in den Freiheiten der nobelistischen Darstellung seine Rechtfertigung finden könne: auch in der Novelle erscheint die Kunst des Autors schwächlich, wenn dieser, um seine Gestalten zu kennzeichnen, zu sehr auf seine Expectorationen **ü b e r** die Helden angewiesen ist, statt diese geschickt, in ihren **e i g e n e n** Kundgebungen zu kennzeichnen.

Den Verfasser des „**Moribus paternis**“ trifft dieser Vorwurf nur in Bezug auf einzelne Stellen: im Ganzen und Großen ist Albing's Kunst, den Charakter der Personen in ihren eigenen Äußerungen zwanglos zum Ausdruck zu bringen, eine starke und achtenswerthe.

Dagegen leidet der allgemeine technische

Von der Erzählung an einer eigenthümlichen Schwäche: Die Hauptperson, Hermann, tritt im ganzen ersten Buch überhaupt nicht auf, nur einmal ist von ihm die Rede, ganz vorübergehend und nebensächlich; es lauft nämlich ein Brief von ihm ein, das ist alles, und dieser Brief wird nicht einmal als ein Ereigniß empfunden. — Auch Stephanie begegnet uns erst im zweiten Buch. Es ist, als setze mit dem ersten Kapitel des zweiten Buches ein neuer Roman, ein in dem eine ganz nebensächlich behandelte Person des ersten Romanes spielt; der letzte Theil des ersten Romanes wäre dann in einigen eingeschalteten Kapiteln über die folgenden Bücher verstreut und zwischen die Ereignisse des zweiten Romanes eingeschoben worden, ohne daß er anders als nur oberflächlich mit diesen verknüpft worden wäre. Vielleicht ist das Ganze nicht einem einheitlichen Plan entsprungen, sondern nur aus mehreren Stücken nachträglich zusammengeschweißt.

Die Handlung dieses zweiten Romanes ist eine einfache, wir können sie als eine Conventitengeschichte bezeichnen. Mit dieser Handlung ist geschickt und mit Zartgefühl Hermanns Liebe zu Stephanie verflochten. Die Entwicklung ist bis in die kleinsten Einzelheiten psychologisch richtig und ausgezeichnet durch die Feinheit ihrer Nüancen. Daß der Autor Hermanns Geliebte Karmeliterin werden läßt, ist — allerdings kennzeichnend für den feinen Takt des Verfassers. Was sollen wir zu dem Ausgang sagen? Das Ende im Kloster hat die ethische Pracht und die künstlerischen Schwächen aller — Märtyrertragödien. Echt weiblich ist Stephanien's Handlungsweise. Das muß unbestritten bleiben.

Die katholische Tendenz tritt in der vorliegenden Erzählung nie plump auf. Stets feinsinnig, für Andersgläubige nie verlegend, stets sich bewußt, es hieße nichts erreichen, wollte man zuviel auf einmal erreichen, ist sie eine ziemlich wirkungsvolle. Zum durchschlagenden Erfolge mangelt ihr mitunter die exacte Beweisführung; in der That, es ließe sich manches, was der Verfasser glaubhaft zu machen suchte, scharf beweisen; aber wollte man

das verlangen, so hieße es doch dem Kunstwerth der Erzählung noch mehr Abbruch thun, als es zu Gunsten der Tendenz geschah. Kunst und Tendenz, die novellistische Darstellung in ihren Eigenthümlichkeiten und die wissenschaftlich-exacte Beweisführung mit den theologischen Zwecken, das sind wohl Dinge, die sich schwer vereinigen lassen; indessen scheint im vorliegenden belletristischen Werke zwischen beiden ein Contract abgeschlossen zu sein, welcher im ersten Band der Kunst, der Tendenz im zweiten eine Art von Hegemonie einräumt.

* * *

Einer längeren Besprechung des Romanes in der „Deutsche Reichszeitung“ (Bonn) entnehmen wir die folgenden Worte:

„Die Charakterzeichnung, die ein so wesentliches Erforderniß des Romanes ausmacht, ist dem Vf. trefflich gelungen. Klar, einheitlich, consequent treten die Charaktere hervor. In ihren eigenen Geberden, Worten und Thaten sind sie leicht faßlich gezeichnet; ausdrückliche Beschreibung findet sich so sparsam verwendet, daß man dafür immer dankbar bleibt. Ueber das Schwanken des Bürgermeisters im letzten Augenblick wird man verschiedener Meinung sein; uns hätte es besser gefallen, wenn er in der Ueberzeugung seines Lebens gestorben wäre, davon abgesehen, daß uns einiges in der Sterbescene an übergroßen Bekehrungsseifer zu erinnern scheint.

Der Verfasser ist ohne Zweifel ein guter Erzähler, dem man gerne zuhört. Die Verwicklung erweckt vielfach großes Interesse. Wie interessant ist es z. B., wenn Madame Amring unter so eigenartigen Umständen im Leviathan ahnungslos am Bette ihres einstigen Geliebten steht! Die Verknüpfung des Späteren mit dem Früheren durch scheinbare Zufälligkeiten ist oft mit viel Erfolg angewendet; ein vom Leser kaum beachtetes Wort oder Geschehniß wird zum Samentorn einer späteren Entwicklung, so daß eine zweite Lesung neuen Genuß bereitet. Was die Einheit der Erzählung, die stramme Anziehung des Fadens betrifft, würden wir es begreiflich finden, wenn mancher Leser etwas mehr gethan wissen möchte. Nehmen wir nur das Eine: Her-

mann ist die Person, die der Erzählung Einheit verleiht, und doch erscheint er erst im zweiten Buche, im ersten nur durch einen Brief; und wie manches Mal verlieren wir ihn etwas aus den Augen! Wf. hat nun freilich Sorge getragen, daß er für die stramme Einheit etwas Anderes, nach dem Geschmace vieler Leser wohl Besseres giebt; dieser Mangel, wenn die abstrakte Kunstregel es so nehmen soll, hängt zusammen mit des Wfs. ausgezeichnetem Charakterisirungs- und Beschreibungstalent, welches ihm das Gefühl scheint eingefloßt zu haben, daß er seiner Neigung zu schildern etwas nachgeben dürfe.

Wf. liefert sehr gute Beschreibungen. Klar und lichtvoll treten die Bilder hervor, jedoch so, daß die Phantasie sie mit angenehmer Leichtigkeit auffaßt, denn die Beschreibung hält bei aller Klarheit sich fern von jener zwecklosen Kleinmalerei, welche den Geist in Auffassung und Festhaltung von tausend Bagatellen so sehr ermüdet. Indem die gegebenen Züge irgendetwie in Beziehung zu den erzählten Ereignissen stehen, sind sie interessant und stimungsvoll. Auch fehlt dem Wf. nicht das treffende Wort, nicht das Geschick, die markanten Züge der Beschreibungsobjekte auszuwählen. Sehr gut gelingen ihm die Schilderungen psychologischer Zustände und Vorgänge. Sie dürften einen Hauptvorzug des Buches bilden."

Ein Sprachgenie.

Der dieser Tage in Bonn in seinem 59. Lebensjahr gestorbene Orientalist Dr. Gottlieb Wilhelm Leitner, ein geborener Ungar, war in vieler Hinsicht eine bemerkenswerthe Persönlichkeit. Man kann ihn wohl den hervorragendsten Sprachkenner seiner Zeit nennen. Orientalische Sprachen waren seine Specialität. Persisch, Arabisch, Türkisch und Hindostanisch sprach er wie ein Eingeborener. Er konnte in 25 Sprachen sich unterhalten, lesen und schreiben und mit 50 anderen Sprachen hatte er Bekanntschaft. Nachdem er viele Jahre in Indien als Gründer von Universitäten, und Unterrichtsanstalten für Hindus thätig gewesen, gründete und leitete er in London bei

stitute für die Ausbildung junger Indier von guter Familie für den indischen Staatsdienst. Seit 10 Jahren war Dr. Leitner auch Redakteur der „Asiatic Quarterly Review."

Segen der Beichte.

Als der Dichter Clemens Brentano nach langem Umherirren in den Thorheiten der Welt zu eigener Erkenntniß seines großen Elendes und seiner inneren Zerrissenheit gekommen war, meinte er Anfangs, durch Besprechung darüber mit frommen Leuten sich von seinem Jammer befreien zu können. Er machte Mehreren Mittheilung über seinen inneren Zustand, allein dieses sentimentale Klagen schaffte ihm keinen Frieden. Einst sprach er sich darüber in bitteren Worten vor einem frommen protestantischen Fräulein, — der bekannten Louise Hensel — aus, die sein Vertrauen ganz besonders gewonnen hatte. Diese aber entgegnete ihm mit hohem Ernste: — „Was hilft es, daß Sie einem jungen Mädchen das sagen? Sie sind glücklich, die Beichte zu haben. Sie sind Katholik. Sagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt.“ Bei diesen Worten brach Brentano in lautes Weinen aus und sagte: „Nun soll mir das die lutherische Pfarrerstochter sagen!“ Dann wandte er sein Antlitz dem Dunkel zu und fuhr fort zu weinen. Schon vorher hatte er aus dem Munde derselben Person das Urtheil hören müssen, man könne ein ganz geistreicher und doch ein sehr erbärmlicher Mensch sein, jetzt mußte er aus demselben Munde hören, das Bekenntniß eines inneren Elendes gehöre nicht vor ein junges Mädchen und in den Salon, sondern vor den Priester und in die Kirche. Das war eine Demüthigung zum Heile. Clemens begab sich zum Propste Tauber und erklärte, eine Lebensbeichte ablegen zu wollen, wenn er einmal dazu vorbereitet sei. Schon bei dieser Anmeldung, wo er sein Elend dem Stellvertreter Gottes nur im Allgemeinen auseinander setzte und von diesem Worte der Ermuthigung und des Vertrauens vernahm, samolz das Eis seines Herzens vor dem Frühlingswehen der Gnade. Einen ganzen Monat dauerte die Vorbereitung unter den heftigsten Seelenkämpfen. Endlich legte er die Beichte ab. Als er geendigt und die Absolution empfangen hatte, stand der ehrwürdige Priester auf und umarmte das Beichtkind unter Thränen. Tag darauf empfing Clemens die hl. Communion. Er war überseelig. Er hatte seine Mutter wiedergefunden, war ausgesöhnt mit Gott. Das Leben war mit ihm ausgesöhnt und er mit dem Leben.

Die Thränen der beiden Mütter.

Es war einmal ein Knabe, gut und rein wie ein Engel, der Stolz und die Hoffnung seiner Eltern. Seine großen Talente und die edlen Anlagen seines Herzens hatten eine Ausbildung erhalten, wie sie nur die sorgfältigste Erziehung geben kann.

Die Mutter hatte ihm ein Skapulier gegeben; das trug er immer und zeigte eine glühende Verehrung der allerheiligsten Jungfrau.

Solange er noch Kind war, trug ihn die Mutter oftmals zum Altare Mariens und ließ ihn den süßen Namen der Himmelsmutter anrufen. Auf diese Weise wuchs im Herzen des Knaben die Liebe zur himmlischen Mutter und jene zur irdischen in gleichem Maße empor, und bildeten sozusagen die Anker, welche seine Seele vom Schiffbruch retten sollten. Das Kind empfand für Maria die zarte und vertrauensvolle Liebe, welche seine Mutter ihm eingab, und an dieser hing es mit dem Gemisch von Respekt und Verehrung, welche das Bild Mariens seinem Herzen inspirierte.

Kindheit und erste Jugend gingen vorüber in Unschuld. Es kam die Zeit der Thorheiten. Der junge Mann wurde Attaché einer Gesandtschaft und verließ die Mutter, um sich an einen fremden Hof zu begeben. Dort machten sich bald schlechte Einflüsse auf ihn geltend. Schmeicheleien und Lobeserhebungen weckten in ihm nach und nach den Hochmuth. Müßiggang und Reichthum verdarben sein Herz. Stück für Stück schwand seine fromme Gläubigkeit, und seine guten Gewohnheiten und Neigungen welkten, gerade wie die weißen Blüthen des Pomeranzenbaumes sich entblättern, wenn sie einmal ihren Duft und ihre Kraft verloren haben, rasch dahin. Schließlich blieben ihm von der Vergangenheit nur noch zwei Erinnerungen: die an Maria und seine Mutter. Das war das ganze Gewicht, welches dem auf den wilden Futhen treibenden Schiffelein einigen Halt geben konnte. Jeden Abend vor dem Schlafengehen kniete der arme Verirrte vor das Bett hin und betete drei

„Ave Maria“ mit einem Gebete, das folgendermaßen schloß:

„Einen Blick des Mitleids schenke mir.

Verlaß mich nicht, o Mutter?“

„Verlaß mich nicht, meine Mutter,“ rief er noch vor dem Einschlafen. Dies Gebet brachte in seinem Herzen eine gewisse Beängstigung hervor, die stets zunahm wie die Wogen des Meeres zur Zeit der großen Fluth. Das Gewissen machte sich geltend. Aber am folgenden Tage war dies wieder vergessen, und er kehrte zu seinen Thorheiten zurück, ganz mechanisch sozusagen, und geriet immer tiefer auf den abschüssigen Pfad des Lasters. —

Eines Tages, bei einer großen Jagd, die er in Begleitung seines Freundes oder vielmehr seines Verführers mitmachte, wurden sie von einem furchtbaren Gewitter überfallen und genötigt, in der ersten besten Hütte Unterkunft zu suchen. Erschöpft von den Strapazen der Jagd, warf sich sein Gefährte auf das Bett und schlief sofort ein. Gleich darauf that der junge Mann dasselbe, nicht aber ohne vorher, und zwar mit mehr Gewissensbissen als je, sein gewohntes Gebet zur Himmelkönigin verrichtet zu haben.

Raum eingeschlafen, sah er im Traume, wie seine Seele vor den Richterstuhl Gottes gebracht wurde. Eben war eine andere Seele verdammt worden: die seines Freundes.

Seine Mutter lag auf den Knien vor dem erzürnten Richter und bat um Gnade für ihr Kind, daß sie so christlich geliebt. Der Teufel warf mit Hohngelächter die Sünden des jungen Mannes auf die Waagschale und diese sank immer tiefer.

Die Engel verhüllten betrübt die Augen, und die Mutter stieß einen Schrei des Schreckens aus, worauf Lucifer mit Triumphgeheul antwortete: Die Seele war verloren! —

Jetzt erschien Maria mit der Sternkrone. Sie wirft sich neben der Mutter des Unglücklichen hin in bittender Haltung und legt in die andere Waagschale die drei „Ave Maria“, die derselbe so getreulich jeden Tag gebetet. Aber

ach! Die Sünden sind viel schwerer, — jeden Tag gebetet. Aber ach! Die Sünden sind viel schwerer, — sie konnten nicht gehoben werden. Jetzt nimmt Maria die Thränen der Mutter und fügt sie zu den „Ave Maria“; doch die guten Werke sich immer noch zu leicht.

Wiederum weinen und schluchzen die Engel, die arme Mutter verbarg das Gesicht in den Händen: sie hatte alle Hoffnung verloren. Doch die Hilfe der Christen versuchte noch ein

Letztes. Sie erhebt ihre reinen Augen zum göttlichen Richter, und zwei Thränen der Mutter. Und siehe da! Die Schale der Sünden schnellte empor. Die Thränen der zwei Mütter hatten die Seele des Verirrten gerettet.

Ein heftiger Donnerschlag. Erschrocken fährt der junge Mann aus dem Schläfe auf. Zwei Schritte von seinem Bette lag die Leiche des Freundes, der während des Schlafes vom Blitze getödtet worden.

Gott verläßt die Feinen nicht.

Als am Ausgange des vorigen Jahrhunderts die große französische Revolution tobte und Tausende von Menschenleben vernichtete, da stand es besonders für die Geistlichkeit der Kirche Christi schlimm. Denn die blindwüthende Menge hat unsern lieben Herrgott im Himmel abgesetzt und die Vernunft sollte fortan verehrt werden, die Vernunft, welche gerade bei jenen Schwärmern der Revolution am wenigsten zu finden war. Die katholischen Priester wurden überall aufgesucht, viele derselben bißten als Martyrer des wahren Glaubens ihr Leben unter der Guillotine ein, andere wurden mit den Sträflingen verworfenster Art eingekerkert oder zu den Galeeren verurtheilt. Doch daß der Allmächtige seiner treuen Diener auch in Ungemach und Noth nicht vergaß, das mag folgendes Ereigniß beweisen.

Am 9. Mai 1791 lief aus der Hafenstadt Bordeaux ein Schiff mit 500 Gefangenen nach Guyana aus. Dieser Landstrich liegt an der Nordküste von Südamerika, und dort werden französische Verbrecher, welche aus ihrer Heimath für immer verwiesen sind, untergebracht und angesiedelt. Die fünfhundert Gefangenen waren je zwei und zwei aneinandergekettet. 250 derselben waren Verbrecher aller Art, zumeist Galeerensträflinge, die andere Hälfte dagegen bestand aus Priestern — der katholischen Kirche, alle aus dem Gebiete der Garonne und der Vendee. Um den letzteren ihr ohnehin hartes Loos zu erschweren, ward je ein Priester

mit einem Verbrecher zusammengeschlossen. Die Lage ersterer kann man sich denken. Zahllos waren die Schmähungen und sonstigen Unbilden, welche ihnen von ihren verkommenen Leidensgefährten wie auch von dem rohen Schiffsvolke zugefügt wurden.

Die Fahrt verlief ohne jegliche Störung, und da man dem Ziele bereits nahe war und der Kapitän es am folgenden Morgen zu erreichen hoffte, so ließ er die Flagge der französischen Republik aufhissen. Ungefähr einen halben Tag hatte dieselbe geweht, da wurde ein englischer Kreuzer (schnellsegelndes Kriegsschiff) sichtbar. Nicht sobald hatte der Kapitän des letzteren die feindliche Flagge bemerkt, als er ohne Verzug auf das französische Schiff lossteuern ließ und dasselbe mit einer Salve aus den schweren Geschützen begrüßte. Der Franzose vertheidigte, so gut es eben möglich war, aber es war fruchtlos.

Die Gefesselten waren inzwischen gleich bei Beginn des Kampfes in den untersten Schiffsraum gebracht. Der englische Kapitän, der die Bedeutung des feindlichen Schiffes zu ahnen schien, gebot seinen Leuten daher, in die Masten zu schießen, und hatte in weniger Zeit als einer Stunde das ganze Takelwerk des Wegners vernichtet, so daß dieser ihm wehrlos preisgegeben war.

Das eroberte Schiff wurde geentert, und der englische Kapitän war der erste, der dasselbe bestieg. Da er Gefangene in den Schiffsräumen vermuthete, fragte er einen der zahlrei-

den Verwundeten und erfuhr, daß 250 Galeerensträflinge und ebensoviele Geistliche paarweise aneinandergeschlossen seien. Sofort schickte er Soldaten hinab, um den Gefangenen die Ketten abzunehmen und sie auf das Deck zu schicken. Als dieselben dort sämmtlich versammelt waren, stellte der Kapitän sich in die Mitte des Schiffes und rief mit lauter Stimme: „Diejenigen, welche Priester sind, versammeln sich zu meiner Rechten, die Galeerensträflinge zur Linken, wer es aber wagt, auf eine Seite sich zu schleichen, wohin er nicht gehört“, — hier deutete er auf das Meer — „dessen Platz wird hier sein!“

Jitternd sonderten sich die einzelnen von einander, es war allen, als bräche das jüngste Gericht über sie herein. Es fiel dem englischen Kapitän nicht schwer, die Priester trotz ihrer ärmlichen Kleidung zu erkennen an ihrem Auftreten. Die meisten von ihnen hatten die Hände zum stillen Dankgebete für die wiedererlangte Freiheit gefaltet.

Auf seiten der Verbrecher ging es schon etwas unruhiger zu. Diese, in der Meinung, in England auf freiem Fuß gesetzt zu werden, wurden lauter und begannen schon zu lärmern, als der Kapitän mit aller Entschiedenheit sie zur Ruhe verwies.

„Ihr glaubt,“ so begann dieser zu den Sträflingen, „die Stunde eurer Freiheit sei gekommen, und ich würde euch nach meinem Vaterlande bringen. Täuschet euch nicht. Ihr seid ein verworfenes und verkommenes Gesindel. Nicht nach England, nein, nach eurer Heimath Frankreich werde ich euch bringen, dort werdet ihr ans Land gesetzt, und möget sehen, wie ihr weiterkommt. Was euch da treffen wird, wißt ihr, auch ich weiß es, und sehe es als eure gerechte und wohlverdiente Strafe an.“

Mit Donnerstimme hatte der Kapitän also zu den Sträflingen geredet, jetzt wandte er sich der Seite zu, wo die Priester saßen. Mit wohlwollendem Tone redete er dieselben an:

„Meine verehrten hochwürdigen Herrn! Es ist mir ein tiefer Schmerz, Sie an diesem Orte, in solcher Lage und solcher Gesellschaft aufzu-

finden. So Gott mich und mein Schiff vor Unglück bewahrt, und so viel an mir liegt, soll mit dieser Stunde Ihr Elend zu Ende sein: ich will thun, was in meiner Macht steht, um Ihr Los zu erleichtern. Zwar habe ich nicht das Glück, mit Ihnen eines Glaubens zu sein, doch habe ich jederzeit die katholische Kirche und ihre Diener hochgeschätzt, und Ihr Schicksal, meine Herren, ist nur imstande, diese Achtung noch zu erhöhen. Eine Kirche, die solche Diener besitzt, muß früher oder später den Triumph davontragen. Sie werden jetzt von mir nach England gebracht und werden dort — wenn schon als Gefangene — die wohlwollendste Aufnahme und Behandlung finden.“

Noch einmal übersah der menschenfreundliche Kapitän die ärmlichen, abgehärmten und durch Kummer und Elend aller Art abgezehrten Gestalten der Priester. Tiefgerührt wandte er sich an einen seiner Offiziere mit den Worten: „Fürwahr, eine Nation muß tief gesunken sein, die so handeln kann mit Leuten, die von Gott berufen sind, dem Volke den rechten Weg zu weisen!“

Der Kapitän hielt sein Wort. Die Priester wurden nach England geführt und dort auf das Freundlichste aufgenommen. Freilich dauerte die Revolution noch eine geraume Zeit in Frankreich fort, noch viel unschuldigeg Blut ward unter der Regierung der Schreckensmänner von Paris vergossen. Doch endlich war die unruhige Zeit vorüber, und jene Priester konnten ungehindert in ihre Heimath zurückkehren und dort von neuem im Dienste der hl. Kirche wirken.


Wie Maria es war, die uns bisher vor dem Zorne des Allmächtigen und vor der nur zu sehr verdienten Strafe beschützte und bewahrte, so wird sie auch ferner uns mit Jesus veröhnen und unser Fürwort bei ihm sein, wenn wir reuevoll zu ihr kommen, wenn die Liebe und Andacht zu ihr uns zur Gewohnheit, zur zweiten Natur und ihr süßer Name unser Sprüchwort wird.

Aus Sturmbewegten Tagen.

Episode aus dem Kappeler Krieg. (1529—1531.)

(Fortsetzung.)

3. Auf abschüssiger Bahn.

 olfgang weilte nun seit einigen Tagen wieder im Vaterhause. Seine Schwester Hedwig hatte ihn mit herzlichster Freude empfangen. Wie es oft unter Geschwistern zu geschehen pflegt, waren auch ihre Herzen um so inniger verbunden, je seltener es ihnen bis jetzt gestattet war, unter demselben Dache zusammen zu leben. Und namentlich jetzt, wo Hedwig mit dem feinen Gefühle einer Schwester ahnte, wie nöthig es sei, das Herz des Bruders durch die stärksten Bande an das Vaterhaus zu knüpfen, überhäufte sie Wolfgang mit Beweisen ihrer Liebe. Sie that dies um so mehr, da ihr eine gewaltige Veränderung ihres Bruders auffiel; sein sonst so frohliches und heiteres Wesen war einem beinahe trüben Ernste gewichen. Wie sollte sie das deuten? Eines tröstete Hedwig: er betete noch mit ihr alle Abende vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes — seinen Glauben hatte er also nicht verloren.

Der Vater weilte die ersten Tage nicht zu Hause; er war im Auftrage des Rathes auf eine Tagsatzung nach Luzern geritten. Blöthlich kam er an und grüßte kurz seinen Sohn: „Ach, Wolfgang! Gut, daß du da bist. Der Züricher Keyser hat es nun wirklich so weit gebracht, daß der Krieg kaum mehr zu vermeiden sein wird. Heute hat Hans Eolibach im Auftrage des Rathes von Zürich das Kloster Muri besetzt — so weit ist es mit dem Manne gekommen! — und morgen stehen wohl die Banner von Bern und Zürich an unserer Grenze. Waffne dich! Du mußt mit unserem Aufgebote heute noch g'en Kappel!“ Mit diesen Worten eilte er fort auf das Rathhaus.

Eine Stunde später liefen die Weibel und Stadtknechte von Haus zu Haus und brachten den Befehl des Rathes, daß sich bei Leib und Leben alle waffenpflichtigen Männer beim Bes-

perläuten auf dem Plage unter der Linde zu versammeln hätten. Was wollte Wolfgang thun? Die Kunde vom Ausbruche der Feindseligkeiten war so unerwartet rasch gekommen, daß er in diesem Augenblicke unmöglich den Vater zum Frieden stimmen konnte. Er beschloß also, seinem Befehle vorderhand zu entsprechen und sich zu waffnen. „Im Lager“, dachte er, „wird sich wohl Gelegenheit finden, nach der Meinung Eolibachs zu wirken.“

So zog er denn mit dem Stadtfähnlein aus. Tags darauf, es war am zehnten Brachmonat, traf auch das Hauptbanner an der Züricher Grenze ein, zugleich mit den Bannern von Uri und Schwyz, und es würde wohl an diesem Tage zur Schlacht gekommen sein, wenn es nach dem Wunsche des Züricher Reformators gegangen hätte, welcher hoch zu Pferde, eine Hellebarde auf der Schulter, mit den Seinen ausgezogen war. Aber es gelang dem Glarner Landammann Aebli, zu vermitteln, und mit Noth kam auf den Tagen zu Narau und Steinhausen der „Landfriede“ zu Stande, worin sich die katholischen Kantone verpflichteten, das Bündniß mit König Ferdinand aufzugeben.

Wer war über diesen Ausgang erfreuter, als Wolfgang? Er hatte mit seinem Vater gesprochen und ihm gesagt: „Gebt um Gottes willen diesen Bund mit Oesterreich auf. Zürich duldet es nicht, und seine mit Bern verbundene Macht wird die kleinen Kantone zermalmen.“

Es handelt sich ja nicht um unsern Glauben; es handelt sich einzig um dieses Bündniß mit Ferdinand.“

„Es handelt sich wohl um den Glauben,“ hatte ihm der Vater kopfschüttelnd erwidert; „dieser Bundesbrief von Ferdinand ist nur ein Wortwand, um das Gefäßige des lange gewollten Bürgerkrieges auf die Anhänger des alten Glaubens zu wälzen. Doch sei es, wir wollen ihnen diesen Wortwand entwinden.“

„Gott sei Dank!“ hatte Wolfgang unwillkürlich gerufen. Da schaute ihm der Vater mit seinem klaren, durchdringenden Blicke scharf in die Augen und sagte: „Du schwärmst ja ganz für Zürich. Du hast mir zwar vor wenigen Tagen deine treue Anhänglichkeit an den alten Glauben betheuert, und ich glaube deinem Worte. Aber,“ fügte er mit erhobenem Finger warnend bei, „nimm dich in Acht! Ich kenne das Land, das sie dir um dein argloses Herz geschlungen.“ Und als Kolin sah, wie Wolfgang erröthete, sprach er mit Nachdruck: „Mein Sohn wird niemals einer Zwinglianerin seine Hand geben, und wäre es auch Eblibachs Tochter.“

Damit überließ er den Jüngling seinen Gedanken.

Inzwischen war der Friede geschlossen und besiegelt, und die Heere wurden entlassen. Wolfgang kehrte heim und sollte nun das Geschäft des Vaters übernehmen. In der Schweiz waren damals Staatsmänner von Beruf etwas Unbekanntes; sie alle behauten das Erbe der Väter oder pflogen eines Handwerkes und erst bei vorgerücktem Alter übertrug die Gemeinde den geachteten und geehrtesten Männern Amt und Würde. Und auch dann nahmen bei der Einfachheit des Regimentes die öffentlichen Geschäfte in ruhigen Zeitläuften wenig Mühe in Anspruch. So hatte auch Kolin von seinem Vater eine Tuchhandlung ererbt und durch seine Verbindung mit lombardischen und venetianischen Kaufleuten bedeutend erweitert. Bisher hatte er sie mit Lust und Liebe selbst geleitet; jetzt dachte er seine Kraft der bedrängten Lage des Vaterlandes zu widmen und überließ daher die Handelsgeschäfte seinem Sohne. Wolfgang ging mit Eifer an die Arbeit. Er dachte: „Wenn ich die Liebe meines Vaters in vollem Maße gewonnen habe, so wird er meinem Glücke nicht im Wege sein können.“

Der Sommer war vorüber und der Herbst mit seiner Fülle gekommen. Drüben am Züricher See feierten sie die frohen Tage der Traubenlese. Da kam eines Morgens der alte Peter, der Zürichbote, und brachte ein kleines Briefchen an Wolfgang. Als dieser die

Ausschrift las, wurde er so verwirrt, daß er ganz vergaß, dem Boten seinen Lohn zu geben.

„He,“ sagte der Peter, „ich dünkte doch, das Briefchen wäre des Botenpfennigs werth.“

„Habe ich Euch noch nichts gegeben? — Hier.“ Der Jüngling griff das erste beste Stück aus seinem Beutel hervor.

„Oho! Ein Sechsbäner, so wahr ich der Zürichbot bin!“ rief der Alte. „Nun, ich danke dem jungen Herrn! Wußte wohl, daß das Briefchen eines so schönen und reichen Jungfräuleins willkommen sei — werde wohl morgen eine Antwort mit nach Zürich hinüber nehmen?“

„Ja, spricht morgen vor“, sagte Wolfgang.

Der Brief war wirklich von Agnes Eblibach; sie zeigte ihm an, auf Montag vor Sanct Galli sei in des Vaters Weinbergen bei Abliedenswyl Traubenlese, und wie sie hoffe, daß ihr „Alter Jugendgesell, auch viellieber Bruder und Gespieler“, auf gemeldeten Tag bei ihnen vorsprechen werde. Dem Jünglinge lief es heiß durch die Adern. Wohl ein Duzend Mal durchlas er die wenigen Zeilen; dann faltete er das Papier, schob es in die Brusttasche und stürmte die Treppe hinauf zur Stube, wo der Vater eben mit dem Lesen wichtiger Actenstücke beschäftigt war.

„Vater,“ rief er, die Thüre aufreißend, „die Eblibach laden mich auf nächsten Montag zur Weinlese.“

„Wer schreibt?“ fragte der Bannerherr kühl.

„Agnes“, erwiderte Wolfgang erröthend.

Kolin erhob sich und machte, sichtbar erregt, einige Gänge durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte fest: „Wolfgang, du gehst nicht hin.“

Wie ein Donner Schlag trafen die Worte den Jüngling. Mit Mühe sammelte er sich und wollte dem Vater antworten, obwohl ihm bekannt war, wie schwer derselbe zur Aenderung eines einmal gefaßten Entschlusses vermocht werden konnte. Aber Kolin ließ seinen Sohn nicht zu Worte kommen. „Keinen Widerspruch!“ rief er ihm zu. „Du weißt, was ich dir im Lager zu Kappel sagte: ich will

keine Zwinglianerin zur Schwiegertochter, und wäre sie auch aus Eblibachs Hause. Und jetzt nun einmal gar nicht. Eblibach ist falsch an mir gewesen, und ich fürchte, er ist auch falsch an dir.

„Vater, Ihr seid unbillig“, sagte Wolfgang voll Unmuth.

„Verblendeter Knabe“, erwiderte der Bannerherr.

„Eblibach ist ein Ehrenmann,“ fuhr der Jüngling heftig fort; „er meint es gut mit der Schweiz; er hat Euch einst das Leben gerettet —“

„Und hat jetzt seinen Glauben verläugnet“, unterbrach ihn der Vater scharf. „Wer Gott und Seiner Kirche die Treue nicht hält, dem mag auch ich nicht mehr trauen. Jetzt kein Wort mehr — du gehst nicht nach Zürich!“

Glühend heiß schoß dem Jünglinge das Blut in das Antlitz, und Thränen traten ihm in das Auge. Aber ein Blick auf den Vater, der strenge vor ihm stand, drängte das aufwallende Gefühl zurück und erstidte die Bitte, die ihm auf den Lippen schwebte. Zitternd vor Aufregung verließ er das Zimmer und stürmte an Hedwig vorüber die Treppe hinunter. Es trieb ihn hinaus ins Freie. Erst als er die Mauern des Städtchens hinter sich hatte und auf einsamem Pfade zwischen Haselhecken bergan steigend den schönen Buchenwald erreichte, der heute noch den Abhang des Zugerberges großentheils bedeckt, wurde er ruhiger.

Es war ein milder Herbstnachmittag: die Landschaft lag rein und klar da; nur im äußersten Westen schwebte ein leichter blauer Duft über den Umrissen des Lindenberges und dem Thale der Aeuß. Die Wälder prangten in den Farben des Herbstes; ein leichter Wind rauschte in den Kronen der Bäume und löste hin und wieder ein falbes Blatt von seinem Zweige. Zitternd fiel es nieder, und der Wildbach, der in festen Sprüngen längs des Pfades von Felsblock eilte, nahm er mit und trug es thalwärts. Eichhörnchen spielten auf dem Waldboden, knupperten Buchnüsse und kletterten behende auf die Bäume, als die Schritte des Jünglings nahten. Er aber sah nichts von all der Schönheit und dem milden

Frieden, der ihn umgab. Das Herz des Menschen gleicht den Alpenseen; nur wenn es ruhig ist, kann es die Bläue des Himmels und die Pracht der Natur wieder spiegeln, nicht aber, wenn der Sturm der Leidenschaft es in seinen Tiefen aufwühlt.

Am glatten Stamme einer hohen, weitgestreuten Buche setzte sich Wolfgang. Es wogte noch in seinem Busen und er rang nach einem Entschlusse. Der gute Engel rief ihm zu: „Gehorche dem Vater!“ Der böse flüsterte ihm ein: „Hast du dich nicht abgemüht, seine Liebe zu gewinnen? Und jetzt ist er so hart und grausam. Du bist kein Kind mehr, handle selbständig!“ Und dann trat Agnesens Bild vor seine Seele — auf welche Seite wird sich die Schale neigen?

Spät am Abend kehrte Wolfgang heim; er eilte sofort auf sein Zimmer und schloß sich ein. Alsdann zog er einen Streifen Papier hervor, schrieb mit zierlichen Buchstaben ein Briefchen, siegelte es und verbarg es in seiner Brusttasche. Dann verließ er unbemerkt das Haus, um den Zürichboten aufzusuchen.

In der Altstadt steht noch heutzutage neben dem Kornhause ein altes Gebäude, jetzt freilich vielfach umgebaut, genannt „zur Fischestuben“. Dort pflegten Schiffer, Boten, Fuhrleute Herberge zu nehmen, während der vornehmere Fremde lieber in dem stattlichen Eckhause gegenüber, „zum Schwanen“, abstieg. In der Fischestube vernuthet Wolfgang den Boten.

Die rüstige Frau Wirthin staunte nicht wenig, als sie den jungen Kolin in die düstere, nur von einem Kienspane düftig erhellte Flur treten sah. Mit gewaltigen Knixen empfing sie den „weisen, fürsichtigen und gestrengen jungen Herren“, wie sie ihn anredete, und fragte, was seines Begehrens sei.

„Ist der Zürichbote nicht hier?“ war die Frage.

„O ja, der sitzt im hintern Stübchen und läßt sich's wohl sein. Als ich ihm beim letzten Schoppen die Zecher machte, warf er einen blanken Sechsbäzner auf den Tisch — so hoch hat er's nicht alle Tage. Doch will der gnädige junge Herr sich hereinbemühen — Peter!

reib' dir den Most aus den Augen; der gnädige, feste und fürsichtige Herr Kolin hat was mit dir zu schaffen."

Hiermit ließ die gesprächige Frau den Jüngling eintreten und schloß hinter ihm die Thüre, legte aber sofort Auge und Ohr an eine Spalte, um zu erfahren, was denn in aller Welt der junge Herr mit dem Boten zu verhandeln habe. Sie konnte aber so nicht zum Ziele kommen; es war zu dunkel im Stübchen und die beiden redeten leise.

Wolfgang übergab dem Boten den Brief zugleich mit einem nagelneuen Luzerner Schilling, und erklärte ihm, wie er die Briefe ja nicht seinem Vater, sondern nur ihm allein abgeben solle. Schmunzelnd steckte der Alte das Geldstück ein. „Ich verstehe,“ jagte er lachend; „sei der junge Herr nur unbekümmert; er wird wohl bald von dem schönen —“

„Stille!“ rief der Jüngling; „wenn die Frau Wirthin es hört, so weiß es die ganze Stadt.“

Glücklicherweise hatte die würdige Matrone diese letzten Worte nicht gehört. Sie war, da sie den Anfang des Gespräches nicht verstand, hinweggeekelt und hatte den schönsten Humpen aus Steingut mit zimmernem Deckel blank gepuht. Mit ihm trat sie nun Wolfgang, der sich eben entfernen wollte, entgegen. „So dürft Ihr mir nicht fort,“ rief sie; „habt doch die Gewogenheit und erweist der Fischerstube die Ehre, ein Krüglein Most hier zu trinken. Weiß zwar wohl, die vornehmen jungen Leute gehen lieber in den Döfren oder in den Schwan da drüben; aber Ihr werdet ja gleich sehen, daß sich unser Most gerade so gut trinkt, und dann geht es bei uns auch weit gemüthlicher her als anderswo, wo die gestrengen Herren vom Rathe über jedes frohe Gesicht die Nase rümpfen. Ich meine hier bei Leibe nicht Ihren Herrn Vater — ja, der läßt noch fünf gerade sein, und wenn sie alle so wären! Doch trete der junge Herr nur ein; der Wunibald ist auch da, der früher beim gnädigen Herrn Vater Knecht war, ein grundbraver Kerl, schaut nur etwas gern ins Glas! Aber erzählen kann er Euch, daß einem die Haare zu Berge stehen; man könnte ihm die ganze Nacht zuhören.“

Mit solchen und ähnlichen Worten nöthigte die redselige Wirthin den jungen Mann in die Wirthsstube hinein. Es war ein ziemlich niedriger, von schwerfälligen Bogen überwölbter Raum zu ebener Erde, der zugleich als Küche benutzt wurde. Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer, über dem an eisernem Haken ein Kessel hing. Rund um den Herd saßen etwa ein Dutzend fröhliche Brüder, meist junge Gesellen, um einen Graubart, dessen markirte Züge auf den ersten Blick den alten Kriegsknecht erkennen ließen. Als Wolfgang eintrat, war er gerade daran, von seinen Feldzügen zu erzählen, und alle hingen an seinem Munde.

„Von Rindsbeinen an war ich immer dabei, wo es blutige Köpfe gab; Gott verzeih mir's, aber es liegt in meinen Knochen. Meine Mutter hat mir oft gesagt: Wunibald, sie schlagen dir noch einmal den Schädel ein.“ He, ich habe ihn jetzt bald achtzig Jahre mit mir umhergetragen! Erst war ich in den Burgunderkriegen anno 76 (1476) bei Murten — es war kein Kinderspiel! — und im Jahre darauf bei Nanzig, wo wir den Herzog Karl ein für allemal zur Ruhe legten. Sie haben seinen Leib erst lange nach der Schlacht gefunden. Dann kam ich gerade noch recht auf Fastnacht hier nach Zug, wo die lustigsten Gesellen aus der ganzen Schweiz beisammen waren, um am Zuge des 'tollen Lebens' theilzunehmen. Viele hundert lustige Brüder zogen wir aus und brandschatzten auf eigene Faust das Waadtland und den Bischof von Genf. He, bessern Wein hab ich meiner Lebtag nicht getrunken! Drauf mußte ich meinem Vater zwölf langweilige Jahre im Handwerk helfen. Er war ein Küfer, Gott steh ihm bei! Deshalb trink ich auch so gern; denk immer, es sei vielleicht aus meines Vaters Fässern. — He, Lene, holt mir noch einen Schoppen; weiß Gott, das viele Reden macht einen so durstig, wie den Fisch auf trockenem Sande!“

„Wunibald, Ihr wißt es, Ihr kriegt nichts mehr auf Borg, sagte die Wirthin.“

„Na, Alte, ich krieg ja morgen von meinem gestrengen Herrn den Wächterlohn.“

„Der ist Euch schon verrechnet“, war die unerbittliche Antwort.

„Nun, Frau Wirthin, holt ihm noch einen Schoppen auf meine Rechnung.“

„Gott lohne es Euch, wer Ihr auch seid“, sagte der Alte, sich nach dem jungen Manne umsehend, der bisher ruhig den Reden des alten Kriegsgesellen zugehört hatte. „Was sehe ich? Ist das nicht der junge Herr Kolin?“ rief er. „Thut mir doch die Freude setzt Euch etwas zu mir altem Kerl. He, ich hab Euch ja als kleinen Buben auf meinen Knien geschaukelt, hab ich nicht?“

Lachend setzte sich Wolfgang mit an den Herd. „Wenn Euch das eine Freude macht, will ich wohl ein Stündchen hier weilen; aber Ihr müßt in Euren Heldenthaten fortfahren; ich weiß schon, es geht jetzt in den Schwabekrieg.“

„Ja, ja, in den Schwabekrieg — da bin ich was im Thurgau und Hegau herumgezogen und habe manch Dorf in Flammen gesehen. Aber wir haben sie doch mit blutigen Köpfen heimgeschickt und den Schwäbischen Herren gezeigt, daß die Schweizer mehr können als Kuhmelken. Bei Dornach und am Schwaderloch bin ich mit dabei gewesen. Nachher litt es mich nicht mehr zu Hause; ich ließ mich vom Cardinal Schinner anwerben und hab den ganzen Spektakel im Welschland gegen den Franzosen mitgemacht. He, ich war dabei, als der Ammann Schwarzmurer — er liegt jetzt auch schon droben bei Sanct Oswald — dem Herzog Sforza im Namen der Schweiz die Schlüssel Mailands überreichte. Und dabei hat er eine lateinische Rede gethan, daß mir, obwohl ich keine Silbe davon verstand, doch die hellen Thränen in den Bart liefen, aus lauter Freud, daß wir Zuger, denen sie sonst immer die Rappen aufsetzen, so grundgelehrte, weise und tapfere Männer haben. Anno 15 kämpfte ich bei Novara und anno 16 bei Marignano. Das war eine grausige Schlacht. Als es losging, hob unser alter Ammann Werner Steiner drei Erdschollen auf, warf sie über unsere Köpfe weg und sagte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Fromme, treue und liebe Eidgenossen, hier soll unser Kirchhof sein!“ Das war noch ein frömmere Mann als sein Bub, der Wer-

ner, der abtrünnige Pfaff, der zum Zwingli nach Zürich hinüber gelaufen ist und sich verheirathet hat. Gleich beim ersten Anprall kriegte ich von einem Reiter den Hieb hier quer über meinen Schädel. — Da wäre der Spruch meiner Mutter schier wahr geworden.“

So erzählte der alte Kriegsgesell; da stürzte plötzlich die Wirthin mit verzweifelter Gebärde herein: „Daß sich Gott erbarme! Krieg, Hungersnoth, Pestilenz werden wir noch erleben. Da schaut einmal zum Fenster hinaus!“ Hiermit riß sie den Laden auf. Die Männer eilten herbei und sahen mit Grausen einen furchtbaren Kometen am westlichen Himmel.

„Es ist der Leibhaftige Gottseibeiuns“, rief der alte Wunibald sich bekreuzend. „Ich hab's von einem fahrenden Schüler. Die Kometen werden im höllischen Feuer glühend gemacht und vom Teufel selber an den Himmel gehängt.“

„Das glaub' ich Euch nicht, Wunibald.“ sagte einer der Gefellen; „aber Krieg und Pestilenz mögen sie wohl bringen; das soll wahr sein.“

„Soll es etwa nochmals gegen die Züricher losgehen?“ fragte ein anderer.

„Hm, kann wohl sein“, entgegnete ein junger Fischer. „Mit dem Landfrieden nehmen sie es nicht so genau.“

„Meint Ihr die Unseren oder die anderen?“ forschte ein stämmiger Bursche.

„Je nun“, erwiderte der Gefragte, „es wird wohl auf beiden Seiten etwas Schuld sein. Man munkelt ja von einem Bündnisse zwischen unseren gestrengen Herren und Papsi und Kaiser.“

„So,“ brummte der alte Wunibald, „und der gemeine Mann soll die Suppe wiederum ausessen, die sie uns einbrocken —“

Aber mit meinem ängstlichen Blicke auf Wolfgang, der alles ruhig mit anhörte, fuhr die Wirthin dazwischen: „Was sind mir das für Reden! Doch jetzt muß ich schließen; da bläst der Wächter zehn Uhr — und daß ihr mir nichts gegen unsere gnädigen Herren vom Rathe sagt!“

Die Männer gingen auseinander. Der feurige Komet warf noch eine Zeitlang seinen

rothen Schimmer über die wie im Traume gebannten Wellen des Sees; dann senkte er sich langsam hinter die westlichen Berge. In den Gassen des Städtchens wurde es stille.

Im Kolin'schen Hause aber wollte der Schlummer noch nicht einkehren. Der Banerher ging noch lange in seinem Schlafgemache auf und ab. „Ich fürchte,“ sagte er zu sich selbst, „meine Strenge hat mir das Herz Wolfgangs entfremdet. Aber ich muß die Bande zerreißen, die ihn an Zürich fesseln.“

Hedwig kniete in ihrem Kämmerchen vor einem Bilde der lieben Mutter Gottes und betete und weinte. Der Vater hatte ihr alles gesagt. „Mutter,“ flehte sie, „auch er ist ja dein Kind: laß ihn nicht verloren gehen!“

Auch Wolfgang lag lange ruhelos auf seinem Bette. Er hatte am heutigen Tage nicht zwar den ersten, wohl aber den ersten Schritt auf einem abschüssigen Pfade gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Communionen.

„Heute sind es fünfzig Jahre“, so erzählte einst im trauten Freundeskreise die Baronin Julie von Leblanc, „da feierte ich in Paris meine erste heil. Communion, aber unter welch' eigenthümlichen Umständen! Es war im Jahre 1793, und die Schreckensherrschaft des Böbels hatte ihren Höhepunkt erreicht. Tausende von Menschen jeglichen Standes und Alters waren dem blutigen Ungeheuer der Revolution zum Opfer gefallen, und hatten unter dem Beile des Henkers oder in dumpfen, schaurigen Gefängnissen ihr Leben ausgehaucht. Ich wohnte mit meiner Mutter in einem von einem kleinen Garten umgebenen Häuschen, welches an einer stillen, abgelegenen Straße lag. Mein Vater, ein höherer Staatsbeamter, war kurz nach Ausbruch der Revolution mit mehreren Freunden ins Ausland geflohen, wohin wir ihm später folgen sollten. Aber im unerforschlichen Rathschlusse Gottes war es anders beschlossen. Eines Morgens, da ich eben aufgestanden war, theilte mir unser alter Diener mit, daß man meine Mutter, weil sie die Frau eines Emigranten (Entflohenen) sei, verhaftet und ins Gefängniß geschleppt habe. Nach vielen Bemühungen erhielt ich endlich die Erlaubniß, meine Mutter besuchen zu dürfen. Mit welchen Gefühlen der Wehmuth und des Schmerzes ich mich in ihre Arme warf, kann ich nicht beschreiben. Meine Mutter drückte mich schweigend an ihr Herz, und ich bedeckte sie mit

meinen Thränen und Küssen. Noch viermal erhielt ich die Erlaubniß, meine Mutter besuchen zu dürfen. Eines Tages drückte sie mich lange an ihr Herz und sagte dann mit thränenersäffter Stimme: „Mein theures Kind, bald werden wir für diese Welt auf immer geschieden sein. Ein Beamter des Convents war gestern hier und theilte mir mit, daß ich vor Gericht erscheinen müsse, was so viel als den Tod für mich bedeutet.“ Das Herz brach mir fast bei diesen Worten; meine Mutter fuhr fort: „Ein süßer Trost wäre es noch, wenn es mir vergönnt wäre, dich die erste heil. Communion feiern zu sehen. Als du noch klein warst, hat ich oft die allerseeligste Jungfrau, dich in ihren mächtigen Schutz zu nehmen und so lange zu erhalten, bis der große Tag deiner ersten heiligen Communion herannah. Wenn man, liebes Kind, seine erste heil. Communion gut gemacht hat, hat man schon gewissermaßen ein Unterpand auf die ewige Glückseligkeit. Ich würde ruhig sterben, wenn ich wüßte, daß du für immer mit dem lieben Gott im heil. Sacramente verbunden wärest. Gestern nun fiel mir etwas ein. Ich kenne einen alten Geistlichen, der nicht fliehen konnte. Als ich verhaftet wurde, wohnte er in dem kleinen, gelb angestrichenen Hause bei der Notre Dame Kirche. Er ließ sich Monsieur Caron nennen. Früher kam er häufig zu uns, denn er ist nahe mit uns verwandt. Sein hohes Alter, sowie seine Kränklichkeit, die ihm nicht mehr gestatten

auszugehen, ließen ihn ohne Zweifel in Vergeffenheit Schutz finden. Sage dem Louis, er solle sich erkundigen, ob der alte Herr noch lebt. Ist dies der Fall, dann gehe zu ihm, nenne deinen Namen und schilbere ihm die Lage, in der ich mich befinde. Dann bitte ihn, er möge dir erlauben, deine erste heil. Communion zu halten. Sage ihm, daß dies mein letzter und sehnlichster Wunsch sei.

Ich erzählte dem Diener alles, und am Abend begaben wir uns zu dem alten Geistlichen. Als ich ihm die Unterredung meiner Mutter mittheilte, da traten dem ehrwürdigen Greise die Thränen in die Augen, und er sprach tiefbewegt: „Deine gute Mutter kenne ich, liebes Kind; sie ist eine brave und tiefreligiöse Frau. Ich kann und will ihre Bitte nicht abschlagen. Du hast früher schon Katechismusunterricht genossen, und deine Mutter hat dich seit langer Zeit auf diese fromme Handlung vorbereitet. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ihr beide würdig seid, das Brod des Lebens zu empfangen. Es scheint, als seien die schrecklichen Zeiten der Christenverfolgungen wieder zurückgekehrt, und wir theilen das Loos der Christen in den Catakomben. Nun, wie jene gehandelt haben, so wollen wir auch handeln.“ Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Mein Kind, du mußt jetzt gleich beichten, und morgen früh komme rechtzeitig hierher, dann werde ich dir sagen, was du zu thun hast.“

Der alte Geistliche richtete nach Mitternacht mit Hilfe eines Dieners in seinem Zimmer einen Altar her und las die heil. Messe. Als ich zu ihm kam, sagte er in ernstem und feierlichem Tone zu mir: „Mein Kind, wie während der Christenverfolgungen die in den Catakomben versammelten Priester sich zuweilen unschuldiger Kinder bedienten, um die heilige Wegzehrung den Blutzengen und Bekennern zu überbringen, so überbringe du jetzt die in diesem Tuche eingeschlagenen zwei heil. Hostien deiner Mutter ins Gefängniß und communice dort mit ihr. Leider kann ich dich nicht begleiten. Mein Alter und meine Gebrechlichkeit erlauben es nicht, auch würde mein Er-

scheinen im Gefängniß sofort Verdacht erregen. Gehe also mit Gott, mein Kind; dein heiliger Engel begleite und beschütze dich!“ Bei diesen Worten machte er das heil. Kreuzzeichen über mich und überreichte mir die heil. Hostien.

Mit welchen Gefühlen ich diesen kostbaren Schatz entgegen nahm und unter meinem Mantel verbarq, kann ich nicht sagen. Fünfszig Jahre sind seit diesem Tage verflossen, und noch jetzt erfüllt mich die Erinnerung daran mit heil. Schauer. Ich betete auf dem ganzen Wege, und es schien mir, als stimme meine Seele in die Lobgefänge der Engel ein, die mich umschwebten.

Als ich zu meiner Mutter kam, brach ich in Thränen aus, sank auf die Knie und theilte ihr die Worte des alten Geistlichen mit. Meine Mutter fiel ebenfalls auf die Kniee nieder. Sie schien wie verklärt. Sie sprach wenige, aber so erhabene Worte, wie ich sie seither nie mehr gehört habe. Ihr Glaube, ihre Liebe, ihr ganzes Herz überströmten in himmlischen Genüssen.

Wir legten die heil. Hostien auf den Tisch und beteten sie schweigend an. Dann ließ meine Mutter mich die Gebete wiederholen, welche sie mich gelehrt hatte; jene Gebete aus den glücklichen Tagen meiner Kindheit; hierauf nahm meine Mutter eine von den Hostien in ihre Hand und empfahl dem Herrn meine Seele und ihre eigene. Dann reichte sie mir die heilige Hostie und communisirte selbst. Was sich weiter zutrug, kann ich nicht beschreiben.

Als ich am nächsten Tage meine Mutter besuchen wollte, verweigerte man mir den Eintritt ins Gefängniß. Die mitleidige Frau des Gefängnißwärters vertröstete mich auf ein anderes Mal. Louis führte mich zu dem alten Geistlichen, mit dem er eine Unterredung hatte. Der würdige Priestergreis aber nahm mich bei der Hand, führte mich zum offenen Fenster, und indem er mit dem Finger nach oben zeigte, sagte er in zuversichtlichem Tone: „Mein Kind, deine Mutter ist im Himmel, und dort wirst du sie wiedersehen!“

B. Balthasar.